

Januar 1/2012

---

### Aus dem Inhalt

---

Georg Lauscher  
Tradition heute 1

---

Bernhard Sill  
Der Hoffnung ein Gesicht geben 3

---

Andreas Püttmann  
Notwendigkeit und Hindernisse innerkirchlichen Dialogs 9

---

Gunda Werner-Burggraf  
Die Abwesenheit des allzeit Anwesenden 17

---

Christian Hennecke  
Weitergabe des Glaubens 20

---

Leserbriefe 28

---

Literaturdienst: 29

Bärbel Grote, Annette Lenders,  
Johanna Rosner-Mezler (Hrsg.): weg/gehen  
Albert Damblon: Den harten Boden aufbrechen  
Gott eröffnet Horizonte. Texte und Materialien  
Johannes Vilar: Die Welt und der Christ

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10, 52064 Aachen | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Str. 24, 85072 Eichstätt | Dr. Andreas Püttmann, Am Rheindorfer Ufer 6, 53117 Bonn | Dr. Gunda Werner-Burggraf, Haydnstr. 14, 53115 Bonn | Regens Dr. Christian Hennecke, Bischöfliches Priesterseminar, Brühl 16, 51134 Hildesheim

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

## Tradition heute

Wer kennt nicht dieses Bild: 13 Männer sitzen dem Betrachter gegenüber an einem schmalen, langen Tisch, in erregte Debatten vertieft. Der Mann in der Bildmitte – Jesus – hat wohl soeben enthüllt: „Einer von euch wird mich verraten.“ Am Ende des 15. Jahrhunderts, vor dem Beginn der Neuzeit hat Leonardo da Vinci dieses Bild gemalt.

Zeitsprung ans Ende des 20. Jahrhunderts: räumlich exakt der gleiche Abendmahlssaal – doch ohne Menschen, ohne Farben, ohne Bewegung. Ein leerer Raum, der in seiner Weiße und Blöße den Betrachter in die Tiefe des Raumes zieht – ohne den kleinsten Hinweis darauf, was diesen dort erwarten mag. Anziehend und unheimlich zugleich: „Das Abendmahl“ von Ben Willikens.

„Tradition heute.“ Ein irritierendes Wort! Die Tradition häuten – bis nichts mehr da ist? Was ist da, wenn nichts mehr da ist? Johannes vom Kreuz beschreibt im „Aufstieg auf den Berg Karmel“ den geistlichen Prozess nicht wie gewohnt als einen Prozess der Aneignung, sondern (auch) der Loslösung: Schritt für Schritt nada – nada – nada – und am Ziel: nada – nichts.

Wie unterscheide ich diesen geistlichen Weg von der Ver-nicht-ung des bislang Tradierten und mühevoll Angeeigneten?

„Tradition heute.“ Ein irritierendes Wort! Ich las es auf einem Werk des Coesfelder Künstlers Udo Mathee. Gewiss ein Spiel mit Worten. Und doch mehr. Soviel mehr, dass ich Sie einladen möchte, sich mit mir in den diesjährigen geistlichen Impulsen zu Beginn des Pastoralblattes diesem Thema neu zu stellen. Es scheint mir in der aktuellen kirchlichen Situation wichtig zu sein.

Das Aggiornamento Johannes XXIII. und des II. Vatikanischen Konzils ging vor nunmehr 50 Jahren wie ein lang ersehntes Lauffeuer um die ganze Welt. Nicht feige Anpassung war gemeint. Nicht ein flottes Abstreifen des Vergangenen. Verheutigung war gemeint. Gewiss nicht ohne Häutungen.

Die Schriften des Alten und Neuen Bundes sind von diesem Gedanken durchzogen. Nur zwei Beispiele. Wider das ängstliche, selbstbezogene Sich-selber-Einengen im Gewohnten das Wort: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht euer Herz!“ (Hebr 3,7-8.15 vgl. Ps 95,7-8). Und das aufweckende Wort bei der Feier des Passah- und des Abendmahles: „Das ist heute!“ Das war nicht bloß gestern!

Tradition kann verhärten. Darum wissen Schrift und Liturgie. Tradition muss sich um ihrer selbst willen immer wieder häuten. Sonst stirbt sie an Verhärtung.

Traditionslosigkeit aber bedeutet Selbstauflösung, ein Ende in konfliktfreier Belanglosigkeit. Botho Strauß, gewiss kein Traditionalist, meint: „Alles, was heute ans Transzendente und Theologische rührt, verabscheut unsere kritische Spaßintelligenz. Dass der Gedankenreichtum, der über die Jahrhunderte hinweg in der Theologie versammelt ist, heute so gut wie nie in die aktuelle Auseinandersetzung geholt wird, halte ich für ein großes Versäumnis. ... Ich selbst bin Transporteur, kein Neuerer. Vielleicht ist heute der Transporteur der Neuerer, das kann schon sein. Ich habe mich immer als einen empfunden, der durchdrungen ist von dem, was war, und es weiterträgt.“

**Aus dem Gestern** lebt unser Glaube. Ja. Er hat etwas hinter sich. Es ist schon viel dahinter. Er hat und er ist Geschichte. Aber unser Glaube lebt **im Heute**. Ohne Verheutigung wirkt er so, wie er heute nicht selten wirkt: formal korrekt oder liberal locker, doch so oder so geistlos, des-inkarniert, nicht eingefleischt, abseits des Lebensstromes, in dem es Menschen wirklich ums Leben geht, oft ums Überleben!

Glauben kann ich immer nur heute – in dieser Zeit, in diesen realen Zuständen in Gesellschaft und Kirche. Dies ist nicht neu. Es gilt seit den Anfängen jüdisch-christlicher Glaubensstradition. Schrift und Tradition sind im Grunde eine Sammlung von Heute-Erfahrungen. Heute-Erfahrungen des Menschseins in ihrer ganzen Spannweite, des Jude- bzw. Christ-seins und der vermissten oder erfahrenen Gottesgegenwart. Schrift und Tradition überliefern uns Heute-Erfahrungen, die vergangen sind. Erfahrungen, die sich verheutigen wollen, die nach Verheutigung drängen.

Wenn das in ihnen erfahrene und gelebte Leben weitergetragen werden soll, muss es sich häuten. Unablässig häuten. Unsere christliche Tradition gleicht einer äußerst kostbaren Perlenkette von Heute-Erfahrungen Gott suchender, Liebe und Gerechtigkeit suchender Menschen. Und sie gleicht einer permanenten Häutungsgeschichte von Erneuerungen, Abbrüchen und Aufbrüchen. Es gab und gibt in der Kirchengeschichte und in der geistlichen Tradition nicht nur Kontinuität, sondern auch Diskontinuität. Angefangen mit Abraham, dem Vater unseres Glaubens, dem Gott zumutet: „Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen ...“ (Gen 12,1-2) bis hin zu Paulus, der – durch und durch Jude – verkündet: „Jetzt aber sind wir frei geworden von dem Gesetz, an das wir gebunden waren, wir sind tot für das Gesetz und dienen in der neuen Wirklichkeit des Geistes, nicht mehr in der alten des Buchstabens“ (Röm 7,6).

Johannes XXIII. war überzeugt:  
„Tradition ist nicht Anbetung der Asche, sondern Weitergabe des Feuers.“

## Liebe Leserinnen und Leser,

mit allen guten Wünschen für ein gesegnetes, fruchtbares und der Welt zumindest ein wenig mehr Frieden bringendes Neues Jahr begrüße ich Sie herzlich zur Lektüre der Januar-Ausgabe des Pastoralblatts.

Könnte man am Jahresanfang, dieser zeitlichen Markierung zwischen Abschluss und Neuanfang, besser einsteigen als mit dem Thema Hoffnung? Dazu bietet ein spannendes Florilegium aus der Literatur wie aus der Theologie sowie eine ebenso spannende Wegführung durch selbiges **Prof. Dr. Bernhard Sill**, Professor für Moraltheologie und Sozialethik an der Kath. Universität Eichstätt.

Der Politologe, Journalist und Publizist **Dr. Andreas Püttmann**, zuletzt bekannt geworden durch sein Buch „Gesellschaft ohne Gott“, nimmt Stellung zum aktuellen Dialogprozess. Ein aufrüttelnder Beitrag, der nicht zugunsten eines Lagers schreibt, sondern feststellt, dass der Dialog so notwendig ist, weil „Konservative“ wie „Liberale“ gleichermaßen am liebsten mit ihresgleichen sprechen oder über die anderen. Er bestätigt des Tiefenpsychologen Lacan These, dass der Mensch am liebsten die „Selbigkeit“ (mêmeté) sucht. Ähnliches hatte wohl schon Jesus im Sinn, wenn er die nach Hause schickt, die eher Höhlen und Nester suchen als einen Weg, auf dem es nicht einmal einen Stein als Kopfkissen gibt (Lk 9, 58).

Die Theologin **Dr. Gunda Werner-Burggraf** versucht, ihre Erfahrung einer Fahrradtour durch den gesamten asiatischen Kontinent mit dem entsprechenden China-Erlebnis, per Zensur aus dem Internet ausgeschlossen zu sein, theologisch zu reflektieren und Handlungsmaximen daraus abzuleiten.

Der Hildesheimer Regens und Fokolarpriester **Dr. Christian Hennecke** geht dem Thema nach, das ihn seit Jahren umtreibt: In welcher Gestalt kann Kirche von heute bzw. von morgen weiter bestehen, ohne im Kern ihre Bedeutung durch Glaubensverdunstung zu verlieren. Glaubensweitergabe und ihre Formen sind dabei eine zentrale „Baustelle“, die Verf. besichtigt und mit weiterführenden Hinweisen versieht.

Lassen Sie sich vielfältig anregen für Ihre eigene Seelsorge-Baustellenarbeit, wünscht Ihnen Ihr



Gunther Fleischer

Bernhard Sill

# Der Hoffnung ein Gesicht geben

*„Die Seele ist nur durch die Hoffnung;  
die Hoffnung ist vielleicht gar der Stoff,  
aus dem unsere Seele gemacht ist.“*

Gabriel Marcel

## Das Prinzip Hoffnung als Prinzip Max Frisch

Wohl keine der Feuilleton-Redaktionen der großen überregional erscheinenden Zeitungen deutscher Sprache hat es versäumt, im letzten Jahr einen eigenen Beitrag dem Schweizer Schriftsteller Max Frisch (1911-1991) zu widmen, dessen Geburtstag sich am 15. Mai zum einhundertsten Mal jährte.

So erschien pünktlich auch in der in Hamburg erscheinenden Wochenzeitung „Die Zeit“ zum 100. Geburtstag des weltbekannten Schweizer Schriftstellers ein Beitrag unter dem Titel: „Das Prinzip Frisch. Der Schweizer Schriftsteller wäre jetzt 100 – Wiederbegegnung mit einem unerschämt jung gebliebenen Klassiker“. Und in der Würdigung seines literarischen Schaffens durch die seit 1990 für „Die Zeit“-schreibende Literatur-Redakteurin Iris Radisch konnten die Leserinnen und Leser auch diesen Satz lesen: „Das Prinzip Frisch ist ein Prinzip Hoffnung.“<sup>1</sup>

Die Zeit-Redakteurin legt einigen Wert darauf, ausdrücklich und ausführlich zu betonen, dass das Werk des bereits bei Lebzeiten als „Klassiker unter den schreibenden Zeitgenossen deutscher Sprache“<sup>2</sup> gel-

tenden Schriftstellers seine erfrischende Kraft bis in die heutige Zeit behalten hat, und dass das wohl auch mit dem „Prinzip Hoffnung“ zu tun hat, das so gewiss es ein „Prinzip Bloch“ ist, auch ein „Prinzip Frisch“ ist.

Die heute ohne Weiteres noch spürbare jugendliche Frische des Werkes, das der Schweizer Schriftsteller der Nachwelt hinterlassen hat, – es gäbe sie nicht, wären da nicht schwarz auf weiß Gedanken nachzulesen, durch die das „Prinzip Hoffnung“ ein Gesicht erhält – Gedanken, die durchaus auch einmal als „Prinzip Frage“ daherkommen.

Fragen zu stellen und in Frage zu stellen hat Max Frisch als Schriftsteller der Frage stets für seine Pflicht gehalten. Er hat sich nicht damit begnügt, diese oder jene einzelne Frage zu stellen, vielmehr sich bemüht, ganze Fragebögen zu Papier zu bringen. Diese Fragebögen finden sich in seinem zweiten großen „Tagebuch“, geführt in den Jahren 1966-1971. Und dort steht dann auch dieser

## Fragebogen

1.  
*Wissen Sie in der Regel, was Sie hoffen?*

(...)

5.  
*Welche Hoffnung haben Sie aufgegeben?*

(...)

8.  
*Hoffen Sie angesichts der Weltlage:*

a. *auf die Vernunft?*

b. *auf ein Wunder?*

c. *dass es weitergeht wie bisher?*

9.  
*Können Sie ohne Hoffnung denken?*

(...)

11.  
*Was erfüllt Sie mit Hoffnung?*

- a. die Natur?
- b. die Kunst?
- c. die Wissenschaft?
- d. die Geschichte der Menschheit?

12.  
*Genügen Ihnen die privaten Hoffnungen?*

13.  
*Gesetzt den Fall, Sie unterscheiden zwischen Ihren eignen Hoffnungen und den Hoffnungen, die andere (Eltern, Lehrer, Kameraden, Liebespartner) auf Sie setzen: bedrückt es Sie mehr, wenn sich die ersteren oder wenn sich die letzteren nicht erfüllen?*

(...)

20.  
*Muss eine Hoffnung, damit Sie in ihrem Sinn denken und handeln, nach Ihrem menschlichen Ermessen erfüllbar sein?*

(...)

22.  
*Hoffen Sie auf ein Jenseits?*

(...)

25.  
*Wenn Sie einen Toten sehen: welche seiner Hoffnungen kommen Ihnen belanglos vor, die unerfüllten oder die erfüllten?*<sup>3</sup>

Keine Frage: Fragen wie diese als Schriftsteller zu stellen heißt, seine Leserinnen und Leser dazu zu bringen, sich ganz grundsätzlich einmal der Frage nach dem Stellenwert der Hoffnung in ihrem eigenen Leben zu

stellen. Genau darauf ist Max Frisch als fragender Zeuge der Hoffnung aus. Und unter den Schriftstellerinnen und Schriftstellern seiner Zeit und der Zeit danach ist er nicht der einzige, dem ein schriftliches Zeugnis zur Sache der Hoffnung zu verdanken ist.

## **Die Zukunft der Hoffnung und die Hoffnung der Zukunft – Ein Zeugnis des Schriftstellers Wolfgang Hildesheimer**

Es war wiederum die Wochenzeitung „Die Zeit“, die im Dezember des Jahres 1986 ein Zeit-Zeichen zu erheben versuchte und darum eine ZEIT-Umfrage unter Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen durchgeführt hatte, die die Frage „Hat die Hoffnung noch eine Zukunft?“ zum Gegenstand hatte. Einer der Schriftsteller, die damals bereit waren, eine Stellungnahme abzugeben, war der vor allen Dingen durch seine Hörspiele bekannt gewordene Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer (1916–1991). Er, der neben der Frage „Hat die Hoffnung noch eine Zukunft?“ unbedingt die Frage „Hat die Zukunft noch eine Hoffnung?“ gestellt sehen wollte, gab damals zu Protokoll:

„Wie man ohne Hoffnung leben kann? Antwort: Der individuelle Lebensimpuls wird von dem Schrecken der Zukunft nicht gelöscht, eher gefördert. Zudem: Ein minimales Quantum an Hoffnung versteckt sich in jedem, vom Denken nicht erreicht. (In meinem Inneren ist sie als Bewusstes unauffindbar, ich habe viel gesucht.) Spero, ergo sum? Eher umgekehrt: Die Tatsache, dass ich noch am Leben bin, muss wohl bedeuten, dass es irgendwo in mir noch hofft. Sum, ergo spero.“<sup>4</sup>

Was Wolfgang Hildesheimer damit sagen will, ist wohl dies: „Solange der Mensch lebt, hofft er.“ Der Satz gilt. Und daneben, nicht dagegen, gilt auch der Satz: „Solange der Mensch hofft, lebt er.“ Ein Mensch, der nicht mehr hofft, ist lebendig tot, scheint doch die

Hoffnung für den Menschen „gleichsam der Atem seines Daseins“<sup>5</sup> zu sein.

## **Vom Zusammenhang und Zusammenklang dreier Worte: atmen – hoffen – leben**

„Dum spiro, spero.“ – „Solange ich atme, solange hoffe ich.“ – lautet ein geflügeltes Wort der lateinischen Sprache. Eines der Gedichte der jüdischen Dichterin Rose Ausländer (1901-1988), die ihrer Erfahrung der Hoffnung Sprache geben, greift den unlösbaren Zusammenhang von Atmung und Hoffnung auf. Es ist das Gedicht

*Hoffnung II*

*Wer hofft  
ist jung*

*Wer könnte atmen  
ohne Hoffnung  
daß auch in Zukunft  
Rosen sich öffnen*

*ein Liebeswort  
die Angst überlebt.<sup>6</sup>*

Auch in diesem Gedicht ist er deutlich da – der Sinn-Zusammenhang von Zukunft und Hoffnung ebenso wie der von Atmen und Hoffen. Die Hoffnung ist für Rose Ausländer der Atem des Lebens, und der dichterische Dreiklang „atmen – hoffen – leben“ ist unüberhörbar.

Und es ist ein bemerkenswerter Gleichklang, wenn in einem Gedicht, das wir dem Dichter Erich Fried (1921-1988) verdanken und das nicht weniger als das der Dichterin Rose Ausländer ein Hoffnungsgedicht ist, es ebenfalls die drei Worte „atmen – hoffen – leben“ sind, die da unübersehbar eine tragende Rolle spielen. Es ist das Gedicht

*Die drei Steine*

*„Wie lange kann ich noch leben  
wenn mir die Hoffnung  
verlorengeht?“  
frage ich drei Steine*

*Der erste Stein sagt:  
„Soviel Minuten du deinen Atem anhalten  
kannst unter Wasser  
noch soviele Jahre“*

*Der zweite Stein sagt:  
„Ohne Hoffnung kannst du noch leben  
solange du ohne Hoffnung  
noch leben willst“*

*Der dritte Stein sagt:  
„Das hängt davon ab was du  
noch Leben nennst  
wenn deine Hoffnung tot ist“<sup>7</sup>*

Die Botschaft der drei Steine ist eine eindeutige. Es ist die Botschaft, dass „Hoffnung mit Leben verschwistert“<sup>8</sup> ist und Hoffnung zu haben darum eine buchstäblich lebenswichtige – ja überlebenswichtige – Angelegenheit ist.

Vielleicht ist das sprachliche Bild der „blühenden“ Hoffnung ja eine gute Weise, die Verschwisterung von Hoffnung und Leben bzw. Leben und Hoffnung eindringlich sichtbar werden zu lassen. Denn es ist ein treffendes Bild, das Lebensgesicht und Lebensgewicht der Hoffnung sichtbar werden zu lassen.

Die kleine Blume Hoffnung, die da blüht – sie ist ebenso ein bildliches Lebenszeichen wie das kleine Senfkorn, der kleine Funke, die kleine Träne, die kleine Münze, das kleine Sandkorn Hoffnung, von dem jenes bekannte geistliche Lied handelt, das Alois Albrecht getextet und Ludger Edelkötter vertont hat.

## **Das kleine Mädchen Hoffnung und seine beiden großen Schwestern Glauben und Liebe aus der Sicht Gottes nach Charles Péguy**

Es ist ein bemerkenswerter Sach- und Sinnverhalt, dass häufig genug da, wo von der Hoffnung bildlich die Rede ist, das Adjektiv „klein“ dabei steht. Vielleicht hat das ja seinen berechtigten Grund. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass der 1873 in Orléans geborene und bereits 1914 in der Marne-Schlacht des Ersten Weltkriegsgefallene französische Dichter Charles Péguy die Hoffnung bildlich personifiziert hat als kleines Mädchen, das sich in seiner Sandwich-Position zwischen seinen beiden großen Schwestern, dem Glauben und der Liebe, behaupten muss und sich durchaus auch zu behaupten weiß.

In seinem 1929 in Paris erschienenen Werk „Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung“ lässt Charles Péguy Gott selbst das Verhalten des kleinen Mädchens Hoffnung so kommentieren:

*Der Glaube, den ich am liebsten mag, sagt Gott, ist die Hoffnung.*

(...)

*Was mich wundert, sagt Gott, das ist die Hoffnung.*

*Da komm ich nicht mit.*

*Diese kleine Hoffnung, die nach gar nichts aussieht.*

(...)

*Die kleine Hoffnung schreitet einher zwischen ihren zwei großen Schwestern, und man beachtet nicht einmal, dass sie da ist.*

(...)

*Sie ist es, die Kleine, die alles mit sich reißt.*

*Denn Glaube sieht nur, was ist.*

*Sie aber sieht, was sein wird.*

*Und Liebe liebt nur, was ist.  
Sie liebt aber, was sein wird.*

(...)

*Die Hoffnung sieht, was noch nicht ist,  
und was sein wird.*

*Sie liebt, was nicht ist, und was sein wird.*

In der Zukunft der Zeit und der Ewigkeit.<sup>9</sup>

## **Das „Vaterunser“ als Schule lebendiger Hoffnung**

Über die Stellung der – wirklich gar nicht so kleinen – Hoffnung im System der drei göttlichen Tugenden, wo die Liebe neben Glaube und Hoffnung den größten Stellenwert innehat, haben in Geschichte und Gegenwart große und kleine Theologen vielfach nachgedacht. Und es war kein Geringerer als Thomas von Aquin (um 1225–1274), der einst seine Systematik der göttlichen Tugenden zu entfalten suchte in seinem „Compendium theologiae“ betitelten Werk, das die gesamte Heilslehre in drei nach den theologischen Tugenden benannten Teilen darstellen sollte. Der große Gelehrte des Mittelalters hat dieses Werk lediglich zu einem Drittel fertig stellen können. Der zweite, mit einigen wenigen Kapiteln begonnene Teil über die Hoffnung sollte nach seinem Plan eine Erklärung des Vaterunser sein. Wörtlich schrieb Thomas von Aquin in seinem „Kompendium der Theologie“ einst:

*„Wie unser Erlöser den Glauben gewirkt und vollendet hat, so war es heilsam, dass er uns auch in die lebendige Hoffnung einführte, indem er uns das Gebet lehrte, durch das unsere Hoffnung am meisten zu Gott hin aufgerichtet wird.“<sup>10</sup>*

Die These, die der Kirchenlehrer damit vertritt, gibt tatsächlich zu denken – und das eigens denen, die sich fragen, was denn ein Lernort, eine Schule der Hoffnung sein könnte. Für Thomas von Aquin ist das Gebet

– näherhin das Vaterunser – ein Lernort, eine Schule der Hoffnung, und es ist anzunehmen, dass der Heilige sich das, was er da sagt, gut überlegt hat.

Wie es die Gebetsschule Jesu ist, so ist das Vaterunser auch die Lebensschule Jesu. Es ist ein Leitfaden für beides: In Jesu Geist zu beten und in Jesu Geist zu leben, und weil es das ist, ist es auch ein Leitfaden, in Jesu Geist zu hoffen. Die Worte dieses Gebets sind große Hoffnungsworte und ergeben in ihrer Summe gewissermaßen ein „Kompendium der himmlischen Lehre“ – „caelestis – doctrinae compendium“ –, wie Cyprian von Carthago, der als Heiliger verehrte Bischof und Theologe des 3. Jahrhunderts, betont hat.<sup>11</sup>

„Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen.“ Diesen programmatischen Satz schrieb der Philosoph Ernst Bloch gleich zu Beginn seines dreibändigen Werks „Das Prinzip Hoffnung“<sup>12</sup>. Gebete wie das Vaterunser scheinen sich als Lernorte des Hoffens zu eignen. Denn Beten heißt, große Hoffnungen haben zu dürfen.

## **Der kleine „Spatz“ Hoffnung und der Trost der Religion**

Die Schule des Betens als Schule des Hoffens – das ist auch ein Thema von „Spe Salvi“, der zweiten Enzyklika von Papst Benedikt XVI., datiert auf den 30. November 2007. Der Papst spricht im „Lern- und Übungsorte der Hoffnung“ betitelten Abschnitt seiner Enzyklika die Grenzsituation einer großen Einsamkeit an, die Menschen häufig genug als Situation großer Hoffnungslosigkeit erleben und erleiden, da sie sich von Gott und den Menschen verlassen fühlen.

Benedikt XVI. traut sich theologisch dennoch, für den Gedanken zu werben, dass Gott gerade auch dem einsamen Menschen ein Gott der Hoffnung sein könne – und das selbst dann, wenn es nach menschlichem

Erkennen keinen vernünftigen Grund zur Hoffnung noch zu geben scheint. Und er tut das mit diesen Worten:

„Wenn niemand mehr mir zuhört, hört Gott mir immer noch zu. Wenn ich zu niemand mehr reden kann, niemanden mehr anrufen kann – zu Gott kann ich immer reden. Wenn niemand mehr mir helfen kann – wo es sich um eine Not oder eine Erwartung handelt, die menschliches Hoffen können überschreitet –: Er kann mir helfen.“<sup>13</sup>

Der Trost, der da zu Worte kommt, ist der Trost der Religion, und der scheint doch unverzichtbarer zu sein als viele sich das denken. Ein kritischer Geist könnte dennoch einwenden, dass jemand aus der Zunft der Theologen – noch dazu ein so hoher Vertreter wie der Papst – den Trost der Religion als Stärkung der Hoffnung empfehle, verstehe sich ja wohl von selbst. Nicht schlecht wäre es da, einen gänzlich unverdächtigen Zeugen zu haben – etwa einen Vertreter aus der Zunft der zeitgenössischen Philosophen –, der seinerseits etwas Verbindliches sagen könnte über den Trost der Religion in Lebenssituationen, wo Einsamkeit in Hoffnungslosigkeit umschlägt. Tatsächlich gibt es einen solchen Vertreter, der als glaubwürdiger Zeuge auftreten kann, und das ist der im Jahre 1928 geborene, inzwischen emeritierte langjährige Professor für Philosophie der Justus-Liebig-Universität Gießen Odo Marquard. Dieser zeitgenössische Philosoph hat sich tatsächlich einmal Gedanken über den Trost der Religion und das Dasein Gottes gemacht und ist dabei zu dieser Einsicht gelangt:

„Gott ist – für den Religiösen – der, der noch da ist, wenn niemand mehr da ist. Der Nichtreligiöse glaubt, dass das nicht ausreicht: kommunikativ scheint ihm der profane Spatz in der Hand besser als die Taube auf dem Dach auch dann, wenn diese Taube den Heiligen Geist symbolisiert. Aber Menschen ... sind seinsmäßig nicht so gestellt, dass sie es sich leisten

könnten, auf solchen Trost leichtfertig zu verzichten: denn zweifellos gibt es Einsamkeitssituationen, in denen die Taube auf dem Dach – sozusagen – der einzige Spatz ist, den man noch in der Hand hat.“<sup>14</sup>

Der Theologe Joseph Ratzinger hätte den Philosophen Odo Marquard durchaus zitieren können, denn eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen beiden wird da ohne jeden Zweifel sichtbar. Ein hoffender Mensch – wer ist das? Mit Odo Marquard ließe sich sagen: Wer weiß, dass es im Leben Situationen gibt, wo der einzige Spatz, den er noch in der Hand hält, die Taube auf dem Dach ist, der ist ein hoffender Mensch. Und der Grund seiner Hoffnung ist sein Vertrauen, dass Gott der ist, der da ist.

## Hoffen: eine „Angesichtssache“ und keine „Ansichtssache“

„Bilder sind Wege“ sagt der Münsteraner Theologe Jürgen Werbeck in seiner „Gotteslehre“.<sup>15</sup> Kleine Blume Hoffnung, kleines Mädchen Hoffnung, kleiner Spatz Hoffnung. Das sind Bilder – Hoffnungsbilder –, die uns wissen lassen, dass es „dumm [ist], nicht zu hoffen“, was uns auch Ernest Hemingway durch den Helden seiner 1952 erschienenen Novelle „Der alte Mann und das Meer“, den in die Jahre gekommenen kubanischen Fischer Santiago, wissen lässt.<sup>16</sup>

Christen wissen: Jeder Verzicht darauf, so „dumm“ zu sein, der Hoffnung kein Gesicht zu geben, ist ein guter Verzicht. Denn dieser Verzicht gibt zu verstehen, dass Hoffnung eine „Angesichtssache“ und keine „Ansichtssache“ ist. Es gibt Gesichter, die sind (wie) Bücher. In ihnen kann man lesen. Und Gesichter der Hoffnung sind allemal (wie) Bücher. Im einander An-sehen geben Menschen einander ein An-sehen, und so oft sie das tun, so oft entsteht nach und nach ein „face-book“ der Hoffnung und damit ein Netzwerk, das Menschen verbindet.

So verhält es sich ja tatsächlich: Menschen, die das Netzwerk „Hoffnung“ pflegen, tun ein gutes Werk. Dem Evangelium (m)ein Gesicht geben heißt der Welt (m)ein Gesicht der Hoffnung zeigen. Christliche Lebenskunst ist darum auch die Kunst, als Menschen zu leben, die eine Hoffnung haben, und den Menschen zu sagen, welche Hoffnung das ist!

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> RADISCH, IRIS: »Das Prinzip Frisch. Der Schweizer Schriftsteller wäre jetzt 100 – Wiederbegegnung mit einem unverschämt jung gebliebenen Klassiker«, in: Die Zeit 66. Jg. – Nr. 20 – 12. Mai 2011, S. 52.
- <sup>2</sup> REICH-RANICKI, MARCEL: Max Frisch. Aufsätze. Zürich 1991, 64.
- <sup>3</sup> FRISCH, MAX: Tagebuch 1966–1971. Frankfurt am Main 1972, 179–182.
- <sup>4</sup> ZEIT-Umfrage unter Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen. Hat die Hoffnung noch eine Zukunft?, in: Die Zeit– 41. Jg. – Nr. 1 – 26. Dezember 1986, S. 29–31, 30.
- <sup>5</sup> LERSCH, PHILIPP: Der Aufbau der Person. München 111970, 288.
- <sup>6</sup> AUSLÄNDER, ROSE: Hoffnung II, in: DIES.: Im Atemhaus wohnen. Gedichte. Mit einem Porträt von Jürgen Serke. Frankfurt am Main 1981, 43.
- <sup>7</sup> FRIED, ERICH: Lebensschatten (Wagenbachs Sommerbuch 1996). Berlin 1996, 15.
- <sup>8</sup> MARCEL, GABRIEL: Le mystère de l'être. Paris 1951, dt.: Geheimnis des Seins. Nachwort von Leo Gabriel. Autorisierte Übertragung von Hanns von Winter (Wissenschaft und Weltbild). Wien 1952, 485.
- <sup>9</sup> PÉGUY, CHARLES: Le Porche du Mystère de la Deuxième Vertu. Paris 1929, dt.: Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung. Übersetzt von Hans-Urs von Balthasar. Luzern 1943, 5–15.
- <sup>10</sup> THOMAS VON AQUIN: Compendium theologiae 2,3. Zitiert nach: Vgl. PIEPER, JOSEF: Über die Hoffnung (Neue Kriterien 8). Einsiedeln 2006, 36.

- <sup>11</sup> CYPRIAN VON CARTHAGO: Über das Gebet des Herrn, in: Des heiligen Caecilius Cyprianus Traktate. Des Diakons Pontius Leben des hl. Cyprrianus (Bibliothek derr Kirchenväter 34). Kempten – München 1918, 161–197, 172.
- <sup>12</sup> BLOCH, ERNST: Das Prinzip Hoffnung. In fünf Teilen, in: DERS.: Gesamtausgabe in 16 Bänden (werkausgabe edition suhrkamp). Frankfurt am Main 1977, Band 5, 1.
- <sup>13</sup> Enzyklika SPE SALVI von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Hoffnung – 30. November 2007, Nr. 32.
- <sup>14</sup> MARQUARD, ODO: Plädoyer für die Einsamkeitsfähigkeit, in: DERS.: Skepsis und Zustimmung. Philosophische Studien. Stuttgart 1994, 110–122, 121f.
- <sup>15</sup> WERBICK, JÜRGEN: Bilder sind Wege. Eine Gotteslehre. München 1992.
- <sup>16</sup> HEMINGWAY, ERNEST: Der alte Mann und das Meer, in: DERS.: Gesammelte Werke in zehn Bänden, Reinbek bei Hamburg 1977, Band 4, 201–267, 255.

Andreas Püttmann

## Notwendigkeit und Hindernisse innerkirchlichen Dialogs

Eigentlich sollte es doch einer innerkirchlichen „Dialogoffensive“ gar nicht bedürfen. Warum? Weil die katholische Kirche in Deutschland eh ständig mit sich im Gespräch ist. Etwa durch die regelmäßige Präsenz von Bischöfen, Weihbischöfen und Generalvikaren in den Gemeinden anlässlich von Visitationen, Firmungen, Jubiläen oder Einweihungen oder auf dem Forum ihrer weit gefächerten Publizistik. In kircheneigenen, kirchlich mitgestalteten und unabhängigen katholischen Medien kommen sie alle zu Wort: Bischöfe und Theologieprofessoren, Priester und Laien, Gremien- und Vereinsvertreter, Frauen und Männer, Konservative und Progressive.

Wird dennoch ein Dialogmangel beklagt, gibt es zwei Möglichkeiten: Die Kläger könnten unter Dialog eigentlich verstehen, dass ihre Positionen sich gefälligst durchsetzen müssten. Dafür spricht etwa das Thema Zölibat: Kardinal Kasper rief in einer Stellungnahme zum Theologen-„Memorandum“ (<http://www.kardinal-kasper-stiftung.de/Theologen-Memorandum.html>) in Erinnerung, dass die Pro und Contra abwägenden Beratungen darüber schon bisher zahlreich und intensiv waren. Neue Gesichtspunkte sind demnach kaum zu erwarten. Über wenige Themen wurde gerade in Deutschland in den letzten 40 Jahren mehr geredet und gestritten als über die ehelose Lebensform der Priester. In der Weltkirche haben aber nicht nur die anderthalb Prozent Mitglieder deutscher Zunge zu entscheiden.

Die zweite, realere Form von Dialogmangel besteht darin, dass in der deutschen katholischen Publizistik und Bildungsarbeit die Positionen viel zu wenig ausgetauscht werden. Man sucht und findet in seinem katholischen Blatt, in seinem Sender und auf seinem Kongress am liebsten seine eigene Meinung wieder – nur vielleicht schöner gesagt, intelligenter begründet und prominenter repräsentiert. Man vermeidet kognitive Dissonanz – also Irritation durch zum eigenen Standpunkt konträre Informationen, Argumente, Eindrücke –, denn kognitive Dissonanz ist anstrengend, geht auf die Nerven, stört die Harmonie, raubt Zeit, weil sie zum Nachdenken anhält. Vermeidungsstrategien sind in allen „Lagern“ verbreitet. Man bleibt lieber unter sich bei den „Papsttreuen“ und bei den „kritischen Katholiken“ und auch im Juste Milieu des Kirchenfunktionsbiotops (welches aber überwiegend den „kritischen Katholiken“ zuzuneigen scheint).

## **Pflege innerkirchlicher Feindbilder**

Man hat klare innerkirchliche Feindbilder und pflegt sie mit Hingabe. Dass die Weltkirche sich ausgerechnet den „fundamentalistischen Kardinal Joseph Ratzinger“ (Johanna Holzhauser in den Tagesthemen der ARD) – zum Papst erkor, schockierte die antirömische Partei; und dass Karl Lehmann so lange die Bischofskonferenz führte, quälte das Fuldaer Lager der Bewahrer. Diese erscheinen schon quasi „von Natur aus“ unwillig, der abweichenden Meinung, dem Irrtum, der Häresie öffentlichen Raum zu geben. Dass sie die Kostbarkeit offener und tradierter „ewiger“ Glaubenswahrheiten und sittlicher Grundgebote vor dem Anpassungsdruck zeitbedingter Geistesmoden zu schützen trachten, ist als ehrenwerte Grundhaltung zu respektieren.

Das Problem ist nur: Der affirmative Reflex fängt bei vielen Anhängern der Bewahrerpartei schon weit im Vorfeld des Dogmas an und erstreckt sich oft auch auf Überzeugun-

gen, kirchliche Formen und Autoritäten, die nicht als unfehlbar, unveränderlich und vielleicht nicht einmal als genuin christlich zu betrachten sind. Da werden zum Beispiel familienpolitische Positionen mit einer Inbrunst als einzig legitim katholische vertreten, die weniger von Rechtgläubigkeit als von der „Rechts-Gläubigkeit“ eines ideologischen Konservatismus zeugen. Da werden sich Freunde des tridentinischen Ritus Spinneneind über die Frage, ob es nur gelegentlich oder regelmäßig die „alte Messe“ sein müsse. Da darf nicht enthüllt werden, dass die bei einem Glaubenskongress umjubelte Eva Herman in ihrer Rede lange Zitate aus der Gralsbotschaft „Im Lichte der Wahrheit“ anpries als „das Beste, was ich gefunden habe“. Begründung des Zensors: Dann sähe ja das treukatholische Publikum tölpelhaft aus. Also: Schwamm drüber! Da wird ein Held des Milieus, der einen bibeltheologisch und religionssoziologisch erratischen Artikel publizierte, mit dem Argument gegen Widerrede abgeschirmt, in einer katholischen Zeitung dürften sich „nicht zwei Autoren gegenseitig verkloppen“. Folglich sucht man die in der Qualitätspresse übliche Rubrik „Pro und Contra“ oder das Genre der Replik im Meinungsjournalismus eines solchen Blattes vergeblich. Man pflegt die Fiktion einer Lager-Einheitsmeinung selbst in diskutablen Fragen zweiter und dritter Ordnung wie etwa der besten Vertretung „engagierter“ Katholiken in der CDU. Widerspruch wird bisweilen nicht einmal in der Rubrik „Aussprache“ (Leserbriefe) geduldet.

Wer gegen das Prinzip der „gelenkten Öffentlichkeit“ aufbegehrt, kann Ermahnungen wie diese erleben: „Du triffst die falschen Freund-Feind-Entscheidungen!“ oder: „Pass auf, dass Du nicht irgendwann einsam dastehst“. Ein Kritiker des „Memorandums“, der jedoch Kardinal Brandmüllers Vorwurf einer „Beleidigung Jesu“ als übertrieben bezeichnete, handelte sich in einem konservativen Online-Forum die Schelte ein, er verpasse Gleichgesinnten offenbar gerne „Tritte in den Unterleib“. Die Abschirmung eines Autors vor Kritik kann etwa damit begründet

werden, dass der „doch ein Freund des Papstes“ sei. So eine hyperdevote und harmoniesüchtige Kriteriologie dessen, wer was sagen darf und was nicht, kann einen Liebhaber von Geistesfreiheit und vernünftiger Disputation in die Emigration treiben, obwohl er sich dem Milieu eigentlich verbunden fühlt.

## Die Intoleranz der „Liberalen“

Doch wer meint, auf der anderen Seite des kirchenideologischen Grabens gehe es freier, dialogfreudiger zu, muss böse Überraschungen gewärtigen. „Liberale Katholiken“ können sehr intolerant werden, wenn ihnen jemand zu sehr nach „Rom“ oder „Fulda“ riecht. Da scheitert das Vortragsengagement eines erfolgreichen katholischen Autors leicht schon mal an der Entdeckung im Internet, dass er auch beim „Forum Deutscher Katholiken“ aufgetreten ist – und damit als kontaminiert zu gelten hat. Beliebt sind auch pure Verdächtigungen: Wer theologisch oder kirchenpolitisch konservativ denkt und trotzdem nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, der kann im Kirchenbild mancher Deutschkatholiken nur ein Agent der „Mafia des Papstes“ sein. So wurde ein Publizist, der schon 15 Jahre vor dem Eklat 2010 kritisch nach dem *sentire cum ecclesia* im bischöflichen „Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses“ fragte, in einer Institutsveranstaltung als „bekanntes Opus-Dei-Mitglied“ an den Pranger gestellt, ohne je dieser Organisation angehört zu haben. Übrigens soll es als Bewerber bei dieser Journalistenschule durchaus schaden können, „zu katholisch“ zu wirken; selbst mit einem 1,0-Abitur, journalistischem Talent und kirchlichem Engagement läuft man dann Gefahr, nicht einmal zum Vorstellungsgespräch eingeladen und schon nach Aktenslage abgelehnt zu werden. Keiner der bekannteren katholischen Publizisten, welche die Kirche in den antikatholischen Kampagnen der letzten Jahre öffentlichkeitswirksam verteidigten, entstammt der katholischen Journalistenschule. Otto B. Roegele fragte

schon vor 20 Jahren, ob die „auf dem freien Feld säkularer Publizistik gewachsenen“ katholischen Journalisten ihrer Kirche nicht insgesamt wertvollere Dienste geleistet hätten als diejenigen „aus dem Gewächshaus“ kirchensteuersubventionierter Ausbildungseinrichtungen. Das wird sich hoffentlich ändern.

In der „Gesellschaft katholischer Publizisten“ blieben markant konservative, „römisch“ orientierte Kollegen auf eigentümliche Weise marginalisiert. Viele traten gar nicht erst ein, andere frustriert wieder aus, mancher endete als Karteileiche, keiner gelangte in den Vorstand. Sich für Joseph Ratzingers Theologie zu begeistern oder Papst Johannes Paul II. zu bewundern, disqualifizierte jahrzehntelang für nahezu alle Ämter in der deutschen katholischen Kirche, vom ZdK-Sitz bis zum Bischofsstuhl von Diözesen, in denen ein Domkapitel wählte. Der „reformkatholische“ Mainstream kooptierte lieber seinesgleichen, als einen Dialog mit den „Andersdenkenden“ zu führen oder gar Einflusspositionen mit ihnen zu teilen. So gelangten selbst bekannte katholische Publizisten kaum einmal auf ein Podium des Katholikentags. Die Rom-orientierte Bewahrerpartei wurde so subtil, aber konsequent ausgegrenzt, dass sie schließlich ihr eigenes Ding aufzog mit dem – in der Kirchenpresse meistens ignorierten – „Kongress Freude am Glauben“ und dem Kongress „Treffpunkt Weltkirche“ von „Kirche in Not“. Viele Initiatoren und Unterstützer des „Memorandums 2011“ deutschsprachiger Theologieprofessoren sind so „dialogfreudig“, dass sie als konservativ eingeschätzte Kollegen gar nicht erst fragten, ob sie auch unterschreiben wollten oder wie sie über den Text dächten.

## Folgen selbstgenügsamer Dialogverweigerung

Die Konsequenzen der wechselseitigen Dialogverweigerung liegen auf der Hand: Tendieren kognitive Mehrheiten – wie Hans Conrad Zander in seinem Buch „Zehn

Argumente für den Zölibat“ ausführt – nach errungener kultureller Hegemonie tendenziell zur Denkfaulheit, zur Unterdrückung abweichender Meinungen und letztlich zur Dummheit, so haben kognitive Minderheiten die Chance, durch den regelmäßigen Impuls zur Selbstrechtfertigung ihres Andersseins langfristig klüger, engagierter und damit zukunftsfähiger zu werden. Wenn sie sich allerdings als verschworene Gruppe mit starkem Konsens in ihrem „group think“ einkapseln und fast nur noch in ihrer selbstreferentiellen Milieumehrheit leben, ist auch ihr Weg in die geistige Ödnis vorgezeichnet. Eine Frucht von Mainstream-Dummheit ist etwa das intellektuell erschreckend dürftige „Memorandum“ (<http://www.kath.net/detail.php?id=30082>), Früchte von sektiererischer Minoritätsdummheit kann man etwa in den nicht selten gehässigen Leserkommentaren konservativer Internetforen zuhauf besichtigen. Das ausgeprägte Freund-Feind-Denken und die Selbstgerechtigkeit beider „Lager“ schädigen Dialogfähigkeit und Erkenntnisgewinn.

Um nicht missverstanden zu werden: In einer katholischen, allumfassenden Kirche bedarf es vieler „Wohnungen“, einer Pluralität theologischer Schulen und Publikationen, Spiritualitäten und Charismen. Man muss nicht überall alles finden können. Aber etwas mehr Durchlässigkeit und Großzügigkeit auf dem Forum katholischen Geistes darf es schon sein, damit wir wieder mehr voneinander lernen können und heilsame Verunsicherung in unseren festgezimmerten Selbstgewissheiten erfahren. „Prüfet alles, das Gute behaltet“ ist uns aufgetragen. Da steht nicht: „Prüfet alles, und was euch ins Konzept passt, behaltet“. Insofern durfte man dem initiierten Dialogprozess grundsätzlich mit der Hoffnung entgegensehen, er könne einen Beitrag zur Verständigung, zur Toleranz und vielleicht sogar zur Selbstmissionierung der deutschen Katholiken leisten, die dringend notwendig ist.

## Die Mannheimer Auftaktveranstaltung

Der Auftakt fand mit rund 300 Teilnehmern aus den 27 deutschen Diözesen im Juli in Mannheim statt unter dem Motto: „Im Heute glauben – Wo stehen wir?“. In Stuhlkreisen zu etwa acht Personen, die mal per Zufallsauswahl, mal nach kirchlichen „Ständen“ zusammengesetzt waren, diskutierte man Kraftquellen, Probleme und Zukunftsvisionen des Katholizismus in Deutschland. Beschlüsse gab es nicht, wohl aber ein „Meinungsbild“. Denn alle Stuhlkreise hatten drei Prioritäten einer künftigen Kirche „mit großer Ausstrahlungskraft“ zu wählen und von dieser wiederum die wichtigste, die dann coram publico vorgetragen wurde. Hierbei dominierten die bekannten „Reizthemen“: Frauenpriestertum (oder –diakonat), Zölibat, Machtverteilung zwischen Geweihten und Laien sowie Fragen des Sechsten Gebotes, insbesondere zum Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen und Homosexuellen.

Darüber lässt sich trefflich debattieren, mit ernstzunehmenden Argumenten auf beiden Seiten. Modifikationen kirchlicher Morallehre unter veränderten zivilisatorischen Bedingungen und humanwissenschaftlichen Erkenntnissen gab es früher schon, etwa bei den „Ehezwecken“, der Todesstrafe, der Sklaverei oder dem Zinsverbot. Wo „Glaube und Vernunft“ wirklich voneinander lernen sollen, ist die geistig-geistliche Anstrengung auch zur Überprüfung kirchlicher Lehren legitim, zumal wenn die nicht zum Credo des Christentums gehören. Man kann das der „Reformpartei“ zugestehen und dennoch finden, dass die „Reizthemen“-Fixierung an der radikalsten Herausforderung, der Glaubenskrise, vorbeigeht: an Zweifeln an der christlichen Auferstehungshoffnung, der göttlichen Allmacht und Güte angesichts von Leid und Katastrophen, der Realpräsenz Christi in der Eucharistie, am Sinn des Bußsakraments, am Auftrag zur Mission. Von all dem hörte man aber kaum etwas in Mannheim.

Mehr Skepsis gegenüber allzu leichtfüßigem „Reform“-Eifer sollte auch wecken, dass die Reformideen der Mannheimer Wunschliste erstens genau die Agenda widerspiegeln, die der Kirche von der säkularen Gesellschaft und ihren Medien ständig aufgedrängt werden, dass sie zweitens im noch rascher geschrumpften deutschen Protestantismus bereits weitgehend realisiert sind und dass sie drittens nicht von der deutschen Kirchenprovinz zu entscheiden sind. Rom hat in diesen Fragen schon klar gesprochen, teilweise definitiv wie Johannes Paul II. zum Priestertum der Frau. Man kann trotzdem, wie in der Politik Andrea Ypsilanti, mehrmals „mit dem gleichen Kopf gegen die gleiche Wand rennen“. Vernünftiger wäre es, das nicht zu tun. Insofern wirkte es auch nicht sehr überzeugend, dass die anwesenden Bischöfe – jedenfalls im Plenum – keine Widerworte gegen die Tendenz der Petita fanden und stattdessen versprachen, alles nach Rom weiterzuleiten. Mehr als Moderatoren und Briefträger sollten „Oberhirten“ schon sein. Bei den künftigen Treffen werden sie „Farbe bekennen“ müssen, wenn es zu einem echten, lehrreichen Dialog kommen soll.

## **Päpstliche Ermahnungen**

Anders als manche Medien behaupteten, ging Benedikt XVI. bei seinem Deutschlandbesuch durchaus auf den katholischen „Gesprächsprozess“ ein. Schon beim Besuch einer Delegation der deutschen Bischöfe Mitte August in Castel Gandolfo hatte der Papst ihn laut einer Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz „als geistlichen Weg der Erneuerung gewürdigt“ und damit einen Akzent gegen die Konzentration auf Struktur-, Macht- und Sexualfragen gesetzt. Nun, in seiner Predigt beim Freiburger Gottesdienst vor 100.000 Gläubigen, erinnerte der Pontifex an eine wesentliche tugendethische Voraussetzung: „Demut ist eine Tugend, die in der Welt von heute und überhaupt in der Welt zu allen Zeiten nicht hoch im Kurs steht. Aber die Jünger des

Herrn wissen, dass diese Tugend gleichsam das Öl ist, das Gesprächsprozesse fruchtbar, Zusammenarbeit möglich und Einheit herzlich macht. Humilitas, das lateinische Wort für Demut, hat mit Humus, mit Erdnähe zu tun.“

Viele Delegierte pochten dagegen in Mannheim auf „Augenhöhe“ – eine Geltungs- und Statuskategorie – und stellten kaum verhohlen die Machtfrage in einer (aus politischer Sicht) vorrevolutionären Situation. Dass die Kirche nach anderen Strukturprinzipien aufgebaut ist als Staat und Vereine, dass sie in ihrem Wesenskern nicht proporzdemokratischer, sondern „christokratischer“ Natur ist (die im Weihen sakrament sinnfällig wird), muss offenbar wieder neu geistig-geistlich erarbeitet werden. Hier hat eine Art Verweltlichung des Denkens Platz gegriffen, welcher Benedikt XVI. seine Ermahnung zur Entweltlichung mehr zugeacht haben dürfte als der Kirchensteuer oder dem Staatskirchenrecht. Der „Gleichberechtigungs“-Eifer von Laien gegenüber Klerikern und einer überwiegend weiblichen Basis gegenüber der hierarchischen „Männerkirche“ wird übrigens nicht schon dadurch gut katholisch, dass man ihn, wie die Bischöfe, in einen lateinischen Begriff kleidet („participatio“). Er ist vielmehr Symptom einer geistlichen Dekadenz, die sich nicht auf das Zweite Vatikanische Konzil berufen kann. Dessen wesentliche Texte wirklich gelesen zu haben, sollte zur Voraussetzung für alle gemacht werden, die am Dialogprozess als Delegierte mitwirken wollen.

## **Nörgelei von rechts**

Geltungsdrang stand allerdings auch mancher Kritik von „rechts“ am Dialogprozessauftakt auf die Stirn geschrieben. In der katholischen „Tagespost“ klagte der Vorsitzende des „Bundesverbandes Lebensrecht“, man habe bei der Teilnehmerauswahl die Lebensschützer wohl „vergessen“. Die Erklärung ist viel einfacher: Sie gehören dort als Verbände nicht hin. Denn die „Aktion

Lebensrecht für Alle“ oder die „Christdemokraten für das Leben“ sind aus gutem Grund überkonfessionell konzipiert. Ihre Sprecher dürfen nicht selbst dazu beitragen, den Lebensschutz als eine katholische Sondermoral erscheinen zu lassen und so das Geschäft ihrer Gegner zu betreiben, die das Thema gern in die Kirchenecke abdrängen. Fatal wäre auch der Eindruck, die 300 am Gesprächsforum beteiligten Katholiken hätten sich nicht alle um das menschliche Lebensrecht zu sorgen, weil es dafür spezielle Organisationen gebe. Die Beschwerden eines nicht nach Mannheim Berufenen wirken da so peinlich wie die legendäre Frage von Heide Simonis: „Und wo bleibe ich?“. Jedes Bistum – die katholische Kirche ist nun mal diözesan konstituiert – konnte Vertreter aus katholischen Gremien und Gruppen, aber auch Einzelpersonlichkeiten entsenden. „Lebensrechtler“ waren also keineswegs ausgeschlossen. Teil der katholischen Kirche sind ihre Organisationen aber zumeist nicht.

In der gleichen Zeitung wurde an der Mannheimer Raumgestaltung herumgenörgelt, obwohl diese ein schönes, erhöhtes Kreuzifix in den Mittelpunkt stellte und mit klug gewählten Psalmversen auf Wandplakaten geistlich zum missionarischen Aufbruch inspirierte: „Mein Herz fließt über von froher Kunde“ (45,2), „Was wir hörten und erfuhren ... wollen wir dem kommenden Geschlecht erzählen“ (78,3-4); sie lenkte den Blick auf Gott hin: „Denn wir schauen aus nach Dir“ (33,22), „Du meine Stärke, eil mir zu Hilfe“ (22,20) und warnte vor einer allzu erkenntnisoptimistischen Kirchenbastelei: „Sie waren am Ende mit all ihrer Weisheit“ (107,27). Ein Zitat aus der Enzyklika „Ecclesiam Suam“ Pauls VI. (1964) stimmte auf die Begegnung ein: „Der Dialog ist nicht hochmütig, verletzend oder beleidigend. Seine Autorität wohnt ihm inne durch die Wahrheit, die er darlegt, durch die Liebe, die er ausstrahlt, durch das Beispiel, das er gibt. Er ist weder Befehl noch Nötigung. Er ist friedfertig und meidet die heftigen Ausdrücke; er ist geduldig und großmütig“. Die Organisatoren der Veranstaltung waren auch

durch Gebet, Gottesdienst und Gestaltung des Tagungsbuchs erkennbar bemüht, das Mannheimer Ereignis geistlich zu prägen. Für den Geist, der sich in dem geschaffenen Rahmen artikuliert, sind sie nicht verantwortlich.

## Von wegen „schweigende Mehrheit“

Auch einen anderen „Zahn“ muss man den konservativen Kritikern ziehen: Sie spekulieren bereits darüber, ob der „Reform“-seligen Mehrheit der 300 Delegierten eine „schweigende Mehrheit“ an der Basis gegenüberstehe, die ganz anders denke. So argumentierte der Publizist Michael Hessemann beim Kongress „Freude am Glauben“ im September 2011 in Karlsruhe gegen das „Memorandum“: „Wie wenig diese Forderungen mit den Wünschen der treuen Kirchgänger, d.h. der ‚katholischen Basis‘, zu tun haben, beweist jedoch die Gegenreaktion: Fast 14.000 kirchentreue Christen – Priester wie Laien, Akademiker wie Handwerker, kurzum: ein gesunder Querschnitt durch das nach wie vor gesunde Kirchenvolk – unterschrieben daraufhin die ‚Petition pro Ecclesia‘ und bekundeten ihre Treue zum Lehramt. Leider wurden trotzdem ausgerechnet die Initiatoren dieser Initiative ignoriert, als die DBK im Sommer 2011 ihre ‚Dialoginitiative‘ startete.“

In Wirklichkeit entspricht der Veränderungsdruck, den die Mannheimer Stuhlkreise ventilierten, durchaus der letzten großen Repräsentativbefragung deutscher Katholiken im „Trendmonitor Religiöse Kommunikation 2010“: Vier von fünf Katholiken kritisieren den Zölibat, drei von vier „die Rolle der Frau in der Kirche“, eine Zweidrittelmehrheit „den Umgang mit Kritikern innerhalb der katholischen Kirche“. Noch breitere und wachsende Mehrheiten stören sich an der „Haltung zur Sexualität“ (79 %), am „Umgang mit Homosexuellen in der Kirche“ (68 %) und an der Lehre zur Empfängnisverhütung (85 %). Zwar stimmten hierbei auch areligiöse und randständige Kirchenmitglieder mit, deren Votum qualitativ weniger

Gewicht hat, doch finden die in Frage gestellten Lehrpositionen auch unter regelmäßigen Kirchgängern keine Mehrheit mehr. Wer Meinungsverteilungen, die ihm nicht genehm sind, einfach leugnet, und sich dagegen einen „gesunden Querschnitt“ des Kirchenvolks zurechtphantiert, der riskiert seine Glaubwürdigkeit auch beim Zeugnis für die großen Wahrheiten.

## **Reform jenseits des säkularen Anpassungsdrucks**

Es ist deutsche Sprachmode geworden, aus allem gleich eine „Kultur“ zu machen. Und so warnen Vertreter der „Reformkatholiken“ die Bischöfe schon vor einer „Kultur der Folgenlosigkeit“, so der ZdK-Vorsitzende Alois Glück. Eine Unkultur gegenwartsegozentrischer „Verheutigung“ des Glaubens mit der Brechstange muss es aber auch nicht sein. Wo der Dialog nur als Mittel zur Durchsetzung der eigenen Einsichten betrachtet wird, muss er in Frustration enden. Er sollte stattdessen, wie der französische Dominikaner Dominique Dubarle sagt, „das Wachstum der Freiheit des anderen suchen“ und es dieser Freiheit überlassen, selbst das Prinzip der Wandlung ihres Urteils zu finden: „Man muss das, was man für die Wahrheit hält, im Gewissen des anderen für sich selber sorgen lassen“. Man darf und sollte freilich dafür beten und geduldig gesprächsbereit bleiben.

Gilbert Keith Chesterton beschrieb Tradition als „eine Ausdehnung des Wahlrechts. Tradition heißt, der unbekanntesten aller Klassen – unseren Vorfahren – Stimmen zu geben“. Und so verdankt auch der Glaube der Kirche seine einzigartige Tradierung gleichsam einer „Demokratie mit den Toten“. Ein allzu beflissenes „Gehen mit der Zeit“ war nie ein guter Ratgeber. Die Irrungen und Wirrungen des zeitgeistsynchronisierten deutschen Protestantismus, dessen Theologie gerade in unserer jünge-

ren Geschichte auf peinliche Weise mit gefährlichen Ideologien verschmolz, sollten Mahnung genug sein. Sind zum Beispiel in der Gesellschaft emanzipatorischer Feminismus und die Auflösung der Geschlechteridentitäten „angesagt“, muss die Kirche noch lange nicht mit ihrer 2000jährigen Tradition brechen, dass ein Mann den Mann Jesus Christus in der Eucharistiefeier repräsentiert. Dass bei mindestens jedem zweiten Passionsspiel in Oberammergau eine Frau den Herrn darstellen sollte, hat man ja auch noch nicht gefordert.

Mehr Mut zum Beharren gegenüber dem säkularen Anpassungsdruck wünscht der evangelisch getaufte Philosoph Rüdiger Safranski der katholischen Kirche: „Ich will, dass es diese Kirche gibt, stolz und unangepasst, und nicht wie die Protestanten immer zu Kreuze kriechen, nein, ich will sie als stolze Institution, die ein paar Fehler schon abgelegt hat, die aber ihre Identität bewahrt. Das ist auch für die Restgesellschaft das Beste, was geschehen kann“. Bleiben wir also römisch-katholisch. Bleiben wir dabei als Neuerer und Bewahrer miteinander im Gespräch. Nur wer seine eigenen Standpunkte im kritischen Dialog überprüft, entgeht auf Dauer der Borniertheit und der Dummheit. Bleiben wir uns vor allem bewusst, dass wir nicht selbst „von unten“ Kirche „machen“, sondern der Inspiration von oben bedürfen. Eine wahre Reform der Kirche muss immer auch erbetet, vom Heiligen Geist inspiriert und durch Heilige beispielhaft vorgelebt werden. Ein Christsein „zu billigeren Preisen“, ohne Provokation unseres hedonistischen, materialistischen Zeitgeistes, würde nicht anziehender sein, im Gegenteil. „Fortschrittliches Christentum“ heißt wachsende Nähe zu Christus und nicht wachsende Übereinstimmung mit den gerade aktuellen säkularen Wertorientierungen.

## „Kritische Katholiken“ mit schwachem religiösem Profil

Es gibt zu denken, dass die Forderungen der heutigen „Reformer“ im empirischen Einstellungsprofil verschiedener Katholiken-Kategorien nicht mit einer besonders vorbildlichen Intensität des religiösen Lebens einhergehen. Der „Trendmonitor 2010“ unterscheidet sechs Typgruppen: Die größte, die „kritischen Kirchenverbundenen“ (37 %) erklären sich „der Kirche verbunden, auch wenn ich ihr in vielen Dingen kritisch gegenüberstehe“. Die zweitgrößte Gruppe sind die „kirchlich distanzierenden Christen“ (32 %) mit der Haltung: „Ich fühle mich als Christ, aber die Kirche bedeutet mir nicht viel“. Erst an dritter Stelle folgen die „gläubigen Kirchnahen“ (17 %) mit dem Bekenntnis: „Ich bin gläubiges Mitglied meiner Kirche, fühle mich der Kirche eng verbunden“ (17 %). Zu denken gibt: „Ein an christlichen Werten ausgerichtetes Leben“ halten 84 Prozent der gläubigen Kirchnahen für „ganz besonders wichtig“, aber nur 58 Prozent der kritischen Kirchenverbundenen und 23 Prozent der kirchlich distanzierenden Christen. 72 Prozent der gläubigen Kirchnahen nehmen jeden oder fast jeden Sonntag am Gottesdienst teil, von den kritischen Kirchenverbundenen nur 31 Prozent. Unter 14 Themen, die mit Kirche und Glauben zu tun haben, zeigen sich die kritischen Kirchenverbundenen nur an einer Kategorie etwas häufiger als die gläubigen Kirchnahen „ganz besonders interessiert“: an „Themen, die in der Kirche umstritten sind, wie Abtreibung, Zölibat, Frauenpriestertum“ (31:29 %); viel geringer ausgeprägt ist ihr Interesse hingegen an religiösen Büchern (7:21), Predigt- und Bibeltexten (9:28), aber auch daran, „welche Bedeutung die Kirche als Institution in der heutigen Gesellschaft hat“ (17:34), „wie man in der heutigen Zeit seinen Glauben leben“ (18:29) oder „Kindern Glaube und Kirche näher bringen kann“ (27:35).

Könnte dies ein Lackmestest dafür sein, dass die übliche „Reform“-Agenda nicht aus einem besonders lebendigen Glauben, son-

dern aus einem ziemlich verweltlichten Katholizismus erwächst? Kamen die wahren Reformen der Kirche nicht durch mehr Frömmigkeit zustande, intensiveres Leben aus dem Gebet und den Sakramenten, strengere Regeln und Askese, größere Hingabe und Leidensbereitschaft? Damit soll kein Pauschalverdacht gegen den Typus „kritischer Katholik“ ausgesprochen werden, denn selbstverständlich gibt es einerseits fromme „Reformer“ und andererseits auch bloß oberflächlich konforme, formverliebte Traditionalisten ohne innige Christusbeziehung. Insgesamt aber kommt der deutsche Katholizismus nicht um die selbstkritische Frage herum: Sollte ausgerechnet jene Provinz der Weltkirche den Stein der Weisen gefunden haben, in welcher binnen zwei Generationen der Gottesdienstbesuch von 50 auf 12 Prozent absackte, das Tischgebet zur Ausnahme und das Bußsakrament zur Randerscheinung jenseits des Gemeindelebens wurde, kaum noch geistliche Berufungen wachsen und immer mehr Kirchen profaniert und abgerissen werden? Will eine Kirche in solchem Zustand sich wirklich zur Reform-Lehrmeisterin der Weltkirche aufspielen? Mehr Demut und Selbstdistanz bitte!

## „Sie und ich“: der Christ als „semper reformandus“

Einer der eindrucksvollsten Reform-Dialoge, den auch Benedikt XVI. in seiner Freiburger Konzerthausrede zitierte, ist von Mutter Teresa überliefert: Als sie einmal gefragt wurde, was sich in der katholischen Kirche ändern müsse, antwortete sie mit drei Worten: „Sie und ich“. Damit soll eine Sorge um das Ganze der Kirche nicht abgewiegelt werden. Auch wer individuell immer wieder versagt, kann wahre und gute Impulse für *Communio* und Institution geben. Bei aller Kirchenpolitik darf aber die „Graswurzelperspektive“ vitalen Christseins nicht vernachlässigt werden. Die Parole „Kirche von unten“ könnte insofern einen ganz neuen, konstruktiveren Klang gewinnen. Dann nämlich, wenn sich jeder Christ an der Basis, wie der

Priester und der Bischof, als „semper reformandus“ (Joachim Kardinal Meisner) verstehen würde. Die täglich zigmillionenfache Wirkung christlicher Ethik auf Herzen und Gewissen von Menschen, auf soziale Entscheidungen in Familie, Beruf und Gesellschaft, die in kein Geschichtsbuch eingehen, prägt das Gemeinwohl der „res publica“ wohl immer noch mehr als viele „Haupt- und Staatsaktionen“ auf politischer Bühne. Dies gilt analog für die Kirche. Fehlen die vielen „kleinen“ Glaubenszeugen mit ihrer Frömmigkeit und Hingabe, dann läuft die kirchenamtliche Maschinerie wie ohne Zahnräder: auf Volldampf im Leerlauf. Stellen wir also unsere Forderungen – auch die nach mehr „Dialogfähigkeit“ –zuerst an uns selbst, indem wir beten: „Herr, erwecke deine Kirche/und fange bei mir an!/Herr, baue deine Gemeinde/und fange bei mir an!/Herr, lass Frieden überall/auf Erden kommen/und fange bei mir an!/Herr, bringe deine Liebe/und Wahrheit/zu allen Menschen/und fange bei mir an.“

---

Gunda Werner-Burggraf

## Die Abwesenheit des allzeit Anwesenden

**Erfahrungen mit der Internetzensur und theologische Impulse daraus**

---

Ich klicke auf Twitter, es erscheint eine Seite mit vielen bunten Zahlen und nicht lesbaren Zeichen. Ich versuche einen Artikel im Spiegel zu lesen, dasselbe. Beim Wetterbericht ist die Seite ein „Ups, the page is broken“ und Informationen zur politischen Lage im Land bekomme ich nur noch in kleinen Provinzzeitungen aus Österreich. Nicht zu denken an Facebook, und auch die Seite der chinesischen Eisenbahn scheint verdächtig. Die Blogseiten sind ebenso gesperrt wie Youtube. Der Klick im Netz ist so selbstverständlich und so normal, und würde gezählt werden wie oft im Alltag das Internet aufgerufen wird, wären das enorme Zahlen. Seit drei Monaten ist das Internet eine Quelle der Überraschungen. Die Seite unserer Fotos ist gesperrt, der direkte Zugang zum Blog auch – manchmal. Manchmal geht es gut, manchmal geht das Internet gar nicht.

Ich bin seit drei Monaten im Iran, einem Land, das in der Internetzensur mit China und Turkmenistan auf dem Podest steht. Die Emotionen, die ein dauernder Filter hervorruft, sind vielfältig. Zunächst kann ich es nicht glauben. Das bleibt als Reaktion auch erhalten. Dann suche ich Umwege, zunächst legale: wer könnte aus Deutschland Bilder ins Netz stellen? Dann bekomme ich eine der vielen Proxy-Adressen. Das erste Nutzen ist noch mit Sorge und Angst verbunden. Irgendwann wird es zur Gewohnheit. Es kommt die Filterseite, ok dann eben mit Proxy. Aber auch der Proxy-Zugang ist nicht der Himmel, twitter geht immer noch nicht und auch die Bilder können nicht bearbeitet werden. Ich bleibe also zwischen Himmel und Erde?

Was ist das Internet? In die Veränderungen der letzten Jahre, eher noch als Jahrzehnte, dient das Internet in seinen Entwicklungen als ein doppelter Ort für die Benutzenden: es ist ein Ort der eigenen Entwicklung, die Hand in Hand mit der Entwicklung des Netzes selbst geht und der eigenen Verortung in der sich ausbreitenden Landschaft des Internets. Welches Thema auch immer aktuell ist, sei es die Entwicklungshilfe oder Politik, Religion oder Wirtschaft, es muss immer mit den virtuellen Welten im Netz rechnen. Manche Entwicklung wird beinahe überholt von der Entwicklung im Netz. In Ägypten ist mitten im Aufruhr das Internet runtergefahren worden, im Iran sind die Sozialen Netzwerke gesperrt. Die Macht und die Manipulation dieser Netze sind gerade für diktatorische oder umstrittene Regierungen ebenso wie religiöse Gemeinschaften extrem gefährdend und zugleich auch entlastend. Um die Manipulation durch Geheimdienste wissend, kann alles eben auch als von außen gesteuert betrachtet werden. Der Iran ist für diesen Mechanismus das beste Beispiel. Bleibt die Frage nach der Wahrheit. Ist am Ende das Internet mit seinen rasanten Kommunikationen nicht doch unberechenbarer, weil das Zeugnis der Menschen vor Ort zählt und nicht die Theorie? Ist es möglich, in den Aussagen zu unterscheiden zwischen tatsächlicher Angst und Freude und der manipulierenden Aussage? Das Internet ist vielleicht letztlich ein Ort der Wahrheit, in dem die Frage danach, wem ich trauen kann, radikal gestellt werden muss und wo es bisher keine Maßstäbe dafür gibt.

Was bedeutet das für das Ich, das Subjekt, die Identität, die wir sind? Gerade im Blick auf die Identität erscheint das Netz als ein Ort des Darstellens, des Vernetzens, aber auch des Lernens und Agierens. Zugleich ist es ein spielerischer Ort, ein Ort der verschiedenen Realitäten und darin ein verführerischer, auch ein gefährlicher-gefährdender Ort. Wird die Aufmerksamkeit auf das Individuum gelegt, verlaufen die meisten Reflexionen ebenfalls individualisiert. Dies trifft sowohl auf die Frage zu, was es für einen Menschen bedeutet, im Netz aktiv zu

sein, als auch auf die Frage, wie es dazu kommt, dass ein Mensch aktiv – zu aktiv – im Netz ist. Die gesellschaftliche Dimension sieht die Gefährdung, hier auch der eigenen Person und des direkten Umfelds. In der Betrachtung des Individuums sind folgende Themen präsent: die Spiele, die Communities, die Foren und Chatrooms, Twitter und Skype und die darin liegenden Fragen der Persönlichkeitsrechte, der Beeinflussung, der Gefährdung und Entwicklung des Menschen zur reifen, erwachsenen Persönlichkeit. Wird bei dieser Betrachtung, die, je länger ich in Asien unterwegs bin, sich als in der Hermeneutik westlicher Philosophie bewegend herausstellt, einer Philosophie, die den einzelnen vor der Gruppe reflektiert, nicht das Phänomen der Gemeinschaft, des Wir, der Zugehörigkeit ausgeklammert? Als Individuum mag das Netz für einzelne gefährdend sein und auch lebensbedrohlich für andere, in Gesellschaften, die als Wir leben, ist das Internet eine regelrechte Zeitbombe, die, wenn sie explodiert, enorme Folgen für die Mächtigen hat.

Über die Ereignisse in Ägypten und die Reaktionen im Iran ist mir ein Gedanke durch den Kopf gegangen. In den iranischen Zeitungen werden die Proteste als Zusammensturz der arabischen Welt betrachtet und zeitgleich werden die Bilder der Islamischen Revolution im Staatsfernsehen gezeigt. Als lesend Verstehende, fernsehend nicht Verstehende und daher nur Sehende verstehe ich die Botschaft: die arabische Welt bricht zusammen (das ist gut) und im Iran wird nichts passieren, denn der Sturz des Regimes hat ja schon stattgefunden. Ägypten und die anderen Länder führen die Islamische Revolution nun endlich fort. Angesichts der Internetzensur im Iran und des Hinunterfahrens des Internets in Ägypten habe ich mich gefragt, ob es dieselbe Angst ist, die in den Achtzigern in Lateinamerika herrschende Politiker veranlasst hat, das Magnifikat zu verbieten. Vielleicht ist die Kommunikation über die Netzwerke, dass die Herrschenden gestürzt werden sollen, genau so etwas wie das öffentliche Beten des Magnifikat. Jedes Instrument zum Stürzen

der Mächtigen muss verhindert werden. Konkret ist es hier das Internet. Ich erlebe mich hier nicht mehr als das aktive Ich, das in verschiedenen Identitäten sich darstellt und mit Identitäten kommuniziert. Ich erlebe mich hier als Teil einer großen Gruppe, die – um überhaupt kommunizieren zu können – die herrschenden Strukturen umgehen muss. Bei dem Aufwand und der Gefährdung kommuniziere ich bestimmt nicht mehr, dass ich gerade einkaufen gehe. Da geht es dann um andere Themen.

Die Abwesenheit des allzeit Anwesenden hat mein Verhältnis zum Internet radikal verändert. Es ist keine Selbstverständlichkeit mehr, es ist beobachtet, reglementiert und gefährdend. Es wird nachgeforscht und die Tracks aufgezeichnet, es kann von jetzt auf gleich ausgeschaltet werden. Es sind für normal gehaltene Kommunikationswege gesperrt. Es sind Bilder weggeschlossen. Es bleibt übrig, was übrig sein darf, und der Rest geht nur über Umwege. Was wäre, wenn der Umgang mit dem Internet theologisch reflektiert würde? Wenn er in seiner Sprengkraft verstanden würde? Wenn die soziale Frage und die Frage nach den Menschenrechten dort verortet würde, so dass die Mächtigen zittern müssten und zugleich wüssten, sie können Wissen nicht verbieten ebenso wenig wie Gedanken? Meine Lehre aus fast vier Monaten Asien und drei Monaten Iran: dieser Artikel darf frühestens im März (2011) veröffentlicht werden (da bin ich nicht mehr im Iran und daher nicht gefährdet) und die individualistische Perspektive auf das Internet des Westens ist eine Sackgasse. Es ist eine Sackgasse in doppelter Hinsicht: es verstellt den Blick auf die politische Dimension und es verstellt den Blick auf Internetzensur praktizierende Länder, darauf reduziert zu werden. Auf der Meta-Ebene reflektiert dieser Zugang weder die subtile Zensur des Westens noch die Kultur Asiens, die aus mehr besteht als aus menschenrechtlich bedenklichen Momenten. Theologisch könnte es einen Weg daraus geben, wenn die Einbindung eines jeglichen persönlichen Engagements im Internet zugleich als Teil eines Wir verstanden würde,

eines Wir, das – gleich dem öffentlichen Beten des Magnifikat – die Herrschenden stürzen kann, weil es das Ich aus seiner „Internetecke“ auf die Straße holt. Theologisch sehe ich die Verantwortung derer, die den Luxus eines freien und ungefährdeten Internetzugangs haben, darin,

- Kriterien zu entwickeln, vielleicht auch Schlüsselwörter und Bilder, mit denen die echten Aussagen von den manipulativen unterschieden werden können;

- eine Ethik zu denken, mit der wenigstens einige sich des individualistischen Dauer-Selbstaudrucks enthalten und solidarisch die unterstützen, die um ihr Leben kämpfen;
- eine Pädagogik zu entwickeln, die Einspruch gegen jede menschenrechtsverachtende Äußerung im Netz erhebt;

- eine Theologie des Widerstands zu entwickeln, die Gerechtigkeit sucht auf den neuen Wegen des Internet.

# Weitergabe des Glaubens

## Einblicke in eine zentrale kirchliche Baustelle

---

Es geht nicht um Konzepte, und es geht nicht um Programme. Es auch nicht um Bewertungen – als wäre das Bisherige „schlecht“, und das was kommt, das „Bessere“. Die nachfolgenden Überlegungen sind eher so etwas wie eine deutende Wahrnehmung einer pastoralen Entwicklung, die vor aller Augen ist. Zukunftskonzepte hingegen werden nicht entwickelt, sondern bestenfalls Richtungen angegeben, in der sich kirchliches Wachstum schon zeigt, in denen kleine Pflänzchen sichtbar werden, die weiter gefördert werden könnten.

Denn das Feld ist sensibel: Jeder und jede hat eigene Erfahrungen in seiner Glaubensbiographie, die ihn oder sie geprägt haben, jeder Akteur im Feld der Glaubensweitergabe erlebt den Umbruch, in dem wir als Kirche stehen, massiv. Und von daher sind Missverständnisse vorprogrammiert.

## Zwei winterliche Bilder

Wollte man in einem scharfen Bild die gegenwärtige Situation der Glaubensweitergabe fassen, so kommt mir sehr spontan, dass ja gerade im Feld der Glaubensweitergabe zum einen eine hohe Qualität der didaktisch-pädagogischen Materialien wie zum anderen auch eine hohe Kompetenz der Katechetinnen und Katecheten angenommen werden kann, und dennoch eine häufig frustrierende Erfahrung katechetischer Ohnmacht eingefahren wird. Im Bild: wir sind als passionierte Skifahrer mit dem besten Material ausgestattet, und wir selbst sind auch gute Skifahrer – aber: es fehlt der Schnee.

Versuchten wir also dennoch das Skifahren, stellen wir schnell fest, wie mühselig das ist, auf der Grasnarbe voranzukommen. Das Bild macht schnell deutlich, dass der Kontext sich vollkommen geändert hat, während wir immer noch mit verschiedenen Wachsen den Ski gleitfähiger machen wollen. Vergeblich. Tragikomisch ist auch der Blick auf den Sketch „Dinner for one“. James, der Miss Sophie bedient, fragt schon am Anfang: „The same procedure as last year“, und hört die routinierte Antwort: „The same procedure as every year“. Während am Tisch schon keiner mehr sitzt, außer eben Miss Sophie, wird doch weiter durchgezogen, was immer üblich war: und auch wenn die Getränke und auch die Speisen lecker sind – all das führt nur dazu, dass sich der Diener in die Trunkenheit hineinarbeitet. Auch hier: Wenn der Kontext sich ändert, dann kann man eigentlich nicht so weitermachen wie bisher – und es reicht auch nicht, das Design zu ändern. Es braucht eine grundlegende Vergewisserung und eine neue Weise jenseits des Tradierten.

Aber das fällt offensichtlich nicht leicht. Und lieber macht man tragikomisch weiter, als sich zu befragen, was angesichts veränderter Rahmendaten sinnvoll wäre. Das gilt auch für die Katechese. Deswegen braucht es einen deutenden Blick auf die Situation des Umbruchs, in der unsere Kirche steht, um in einem zweiten Schritt an Hand von Aufbruchserfahrungen sinnvolle Wachstumsfelder der Glaubensweitergabe zu bestimmen.

## 1. Den Übergang verstehen – das Ende einer milieuhaften Gestalt des Christseins

Seit inzwischen fast 50 Jahren lässt sich statistisch mehr als deutlich der Umbruch erkennen. Die vorliegenden Zahlen machen deutlich, dass Kernindikatoren wie der Gottesdienstbesuch auf eine kontinuierliche Auflösung einer Kirchengestalt und eines Modus des Christwerdens verweisen, der vielen mehr als geläufig war und zuweilen immer noch ist. Die zunehmende Individualisierung und Wahlfreiheit in Sachen Glauben, sowie die

zunehmende Mobilität und die Möglichkeit, die eigene Biographie frei zu gestalten, führen zu einer langsamen Verdunstung christgläubiger Selbstverständlichkeit und ihrer sozialkontrollierten Kirchengestalt: während der christliche Glaube geradezu sozial vererbt und so, in einem stützenden Milieu, an die nächste Generation weitergegeben wurde, verändert sich mit der Auflösung seiner milieuhaften Einbindung der Modus der Glaubensweitergabe fundamental.

### 1.1 Ein Gefüge ist zerbrochen

Katholische Glaubenssozialisation setzte in Zeiten selbstverständlicher und milieuhaft geronnener Christlichkeit und Kirchlichkeit mit Recht auf die Familie als „ecclesiola“ und damit als Ort primärer Glaubensverkündigung – und dies wird ja in jeder Taufe deutlich und macht sie zuallererst möglich, wenn die Eltern öffentlich erklären, dass sie bereit sind, ihr Kind im Glauben zu erziehen. Dabei standen die Eltern aber nicht allein. Zum einen war Familie nicht die isolierte Kleinfamilie, sondern eingebunden in ein großfamiliäres Netz, zum anderen war die katholische Familie in einem Netzwerk katholischer Akteure: die konfessionellen Kindergärten, die Schulen und der Religionsunterricht, die Pfarrei – und all dies häufig in einer milieuhaften Atmosphäre, die einen selbstverständlichen Lebensraum des Glaubens versprach.

Alle Komponenten dieses Netzwerkes haben sich fundamental verändert: Angesichts der Personalisierung und Subjektorientierung der Glaubensentscheidung wird es immer unwahrscheinlicher, dass ein Ehepaar dieselben religiösen Grundüberzeugungen und eine ähnliche Glaubenspraxis hat. Das bedeutet eine völlig veränderte Diaspora, die schon innerhalb der Familie beginnt, und sich nach außen multipliziert. Hinzu kommt eine gesellschaftliche Unselbstverständlichkeit des Glaubens, die in den vergangenen Jahren dazu geführt hat, dass sowohl die gesellschaftliche wie die gemeindliche Einstellung zum Christwerden einen hohen Pluralitätsgrad hat: ein homogenes Glau-

bensmilieu gibt es nicht mehr in der Gesellschaft und auch nicht in der Pfarrgemeinde.

Damit zerbricht die Gleichung Erwachsenwerden heißt Christwerden zugunsten einer neuer Konfiguration und Gestalt der Wege des Christwerdens. Es ist schon seit den 60er Jahren nicht mehr selbstverständlich Christ zu werden und Christ zu bleiben.

All dies ist ansichtig: in inzwischen jeder Altersgruppe, und auch bei den Älteren, sind Menschen in der Minderheit, die ihren Glauben durch die Mitfeier des Gottesdienstes bezeugen. Christen sind heute in einer konstitutiven Diaspora.

### 1.2 Ein vergeblicher Rettungsversuch: die Gemeindeftheologie

Die Veränderung ging nicht unbemerkt vorüber. Seit Ende der sechziger Jahre reagiert die katholische Kirche programmatisch auf die Auflösung der Milieus. Sie tut dies zunächst durch die Gemeindeftheologie. Faktisch versucht diese ein eigenes Glaubensmilieu zu schaffen, dass in einem Binnenraum jene milieuhaften Konstitutionsbedingungen des Glaubens rekonstruiert, die bis in die 50er Jahre hinein so erfolgreich waren: wer mitlebt und seine Zeit im Gemeindebinnenraum gestaltet, der „erlebt Gemeinde“: es ist die große Zeit des Integrationsgedankens, der auch heute noch nachwirkt. Wie können wir durch vielerlei Aktivitäten, die zuweilen bis zur Selbstverleugnung den Glauben aus dem Blick verlieren, Menschen in einem Milieu binden und damit zum Glauben führen. Wir müssen sie – gemeint sind immer noch die Kinder und Jugendlichen – „abholen“ und integrieren. Zugleich mit dieser Entwicklung wird die Katechese in diesen Binnenraum verlegt, sie wird professioneller und intensiver: Die Kinder sollen doch was lernen, viel lernen. Kursverläufe wurden entwickelt, um nachzuholen, was Eltern inzwischen nicht mehr taten und was nicht mehr durch die Gesellschaft mitgetragen wurde. Doch erfüllten sich die hochgespannten Erwartungen an dieses Sondermilieu nicht.

Woran liegt das? De facto entstand kein Lebensmilieu, sondern Kirche wurde zum Sonderraum für einige. Die Katechese und ihre intensiven Kurse glichen zuweilen der Logik der Tanzkurse, die man fleißig macht, um danach sie mit einem Abschlussball zu beenden. Man darf heute, nach dem Ende dieses Versuches sagen, dass durch diese Bemühungen, die zweifellos durchdacht und methodisch vernünftig waren, eben nicht das geschehen ist, was man sich erhoffte: in den letzten 40 Jahren ist es auch auf diese Weise nicht mehr gelungen, Menschen nachhaltig in das Christsein einzuführen und sie vom Geist des Evangeliums formen zu lassen.

Das hat Konsequenzen, die vor Augen liegen: Praktizierende Katholiken sind zu einer Minderheit geworden, die – obwohl so engagiert wie nie und spirituell gegründet wie selten in der Kirchengeschichte – keine Nachfolger mehr finden. Die Sozialgestalt der Pfarrgemeinde umfasst eine Minderheit in allen Altersgruppen und Geschlechtern, die langsam an vielen Orten deutlich abschmilzt. Die Mehrzahl der Katholiken findet sich dort nicht wieder.

### *1.3 Eine Katastrophe: Kirche am Wendepunkt*

Die bisherigen Beobachtungen könnten defätistisch als Untergangsszenario gelesen werden. Genau dies aber ist nicht beabsichtigt. Zweifellos befindet sich die Kirche in einem radikalen Umbruch, der natürlich auch das Ende einer bestimmten Gestalt beinhaltet. Aber da wir alle von einer „ecclesia semper reformanda“ sprechen, bedeutet dies hier nichts anderes, als achtsam und nüchtern wahrzunehmen, was zugrundegeht, und zugleich wahrzunehmen, wie sich Kirche neu konfiguriert und fügt. Dabei ist noch einmal hervorzuheben, dass Kirche und Christwerden wie Christbleiben nicht einfach Produkt menschlicher Aktivitäten ist, sondern diese immer hineingenommen werden in das Handeln Gottes an ihr. Er schafft sie neu, er „reformiert“, er gibt ihr eine neue Form.

Sein Handeln, gerade auch im Blick auf die Weitergabe des Glaubens, wahrzunehmen und zu begleiten ist die pastorale Aufgabe par excellence.

In seiner Zeit als Präfekt formulierte Joseph Ratzinger sehr deutlich, dass die Mehrzahl der Christen in Europa getaufte Katechumenen sind, und dies ernstzunehmen sei. Ratzinger beschreibt damit die Wirklichkeit europäischer Christlichkeit unter den Bedingungen aufgelöster christentümlicher Milieus: in Zeiten der Selbstverständlichkeit war der katechumenale Grundstatus der Einzelnen umfängen von einer strukturellen Vollchristlichkeit einer normierten Praxis – mit der Auflösung dieser Gefüge aber sind Christen nun gefordert, den Glauben auch persönlich zu übernehmen und zu leben. Eine solche Schule des Katechumenats aber hatten sie bisher nicht erfahren können. Sie ist heute notwendig. Ratzinger sieht hier richtig, dass es mithin gerade in der Frage der Glaubensweitergabe zu einer deutlichen Priorisierung der Erwachsenenkatechese kommen muss. Doch zugleich scheint mir diese Zustandsbeschreibung ein wenig zu optimistisch. Nach meiner Einschätzung befindet sich der größte Teil der Getauften im Status der Vorkatechumenen: es ist nicht erkennbar, dass die Mehrzahl der Getauften spüren würde und ersehnen würde, dass sie in einer systematische Schule des Christwerdens in das Lebensgeheimnis der Begegnung mit Christus eingeführt werden. Eher im Gegenteil: Die Tatsache, dass der Begriff des Christseins eher undeutlich konturiert ist, hängt genau mit dieser Wirklichkeit zusammen.

Es liegt auf der Hand, dass damit die auf kontrafaktischen Voraussetzungen aufgebaute Initiationspastoral in einer echten Krise steckt. Es ist nicht mehr recht einsichtig, warum neben den Gründen gewachsener Tradition eine Jahrgangskatechese sinnvoll sein sollte, führt sie doch eben nicht zur Weitergabe des Glaubens im Sinne einer nachhaltigen Einführung in den christlichen Glauben. Eher ist sie so etwas wie eine wiederholte erste Chance – für Kinder, Jugendliche und deren Eltern – der Erstbegegnung

mit dem christlichen Glauben. Und darum ist jeder Gedanke an eine Einfügung in die bestehenden Gemeindegestalten auch gewagt.

#### 1.4 Die missionarische Leerstelle

Bevor wir uns den neuen Herausforderungen der Weitergabe des Glaubens in einer Kirche im Übergang stellen können, braucht es noch einen wichtigen Hinweis: Bischof Wanke beschreibt in seinen Brief an die Katholiken in Deutschland die „Schwachstelle“ des deutschen Katholizismus nicht im Geldmangel oder im Mangel an Glaubenden, sondern im fehlenden Bewusstsein, wachsen zu wollen. Was Wanke hier richtig beobachtet, ist aber eigentlich logische Konsequenz eines kirchlichen Gefüges, das tendenziell alle möglichen Personen umfasste und dessen „missionarische“ Grundtätigkeit in der Glaubenserziehung der nachwachsenden Generation bestand – oder aber in „Spenden für die Mission“ in den Ländern Afrikas und Südamerikas. Von daher konnte die Gestalt des ererbten milieuorientierten Christentums keine missionarische Perspektive entwickeln, die ein „Außen“ des Milieus reflektierte. Hinzu kommt die gemeindetheologische Entwicklung, in der die Kirchengemeinde als Binnenmilieu von den Lebenswelten der Menschen abgetrennt nur noch einen partiellen Teil des Lebens umfasste, in der traditionelle Selbstverständlichkeiten weiter entwickelt wurden. Die Rede von der missionarischen wie diakonischen Ohnmacht der Kerngemeinden ist also vielfach geprägt – und ein Aufbruch so ohne weiteres nicht zu erwarten.

## 2. Weitergabe des Glaubens auf postmodernen Hintergrund

Erbter Glaube, der letztlich alle als Christen umfasst, kann deswegen nicht die anstehenden Wandlungen der Weitergabe des Glaubens nachvollziehen. Das lässt sich an drei Beispielen schnell erläutern.

Sakramentenpastoral im klassischen Sinne konnte nicht anders gefasst werden als eine traditionelle Jahrgangspastoral, die möglichst alle erfasste. „Alle erreichen“ ist weit hin das Motto – doch zugleich zeigt sich, dass dies keineswegs mehr generell gelingt, und zwar auch gerade dann nicht, wenn im Interesse des Mitnehmens das Niveau der Katechese „abgesenkt“ wurde. Die Frage der Integration – der Sakramentenpastoral eigentlich fremd – wurde so zum Herd immer neuer Enttäuschungen, weil die Erwartungshaltung der Kerngemeinde durch die nachrückende Generation gar nicht erfüllt werden kann. Ist das nicht beeindruckend, dass seit mehr als 40 Jahren diese Erwartung negativ enttäuscht wird, und sie dennoch tief in das kollektive Unbewusste der Gemeinde eingegraben ist?

Ebenso deutlich wird dies im Blick auf die Erwachsenen Katechese. Sie fällt häufig schlichtweg aus. Das hat gleiche Gründe. Solange – wenn auch kontrafaktisch aber nicht minder nachhaltig eingegraben – Erwachsene als grundsätzlich geformt gelten, braucht es eigentlich keine weitere Vertiefung des Glaubens mehr. Während so auf der einen Seite das spirituelle Bedürfnis der Glaubenden wächst und sich in der Erfolgsgeschichte der Exerzitien im Alltag niederschlägt, bleibt dennoch eine merkwürdige Hilflosigkeit und eine kaum zu deutende subtile Aversion gegen alle Versuche, Glaubenskatechese für Erwachsene und Weggemeinschaften des Glaubens zu installieren. Erst in den letzten Jahren setzt sich die Einsicht durch, dass das „Was“ wie auch das „Wie“ des Glaubens keineswegs selbstverständlich sind. Erwachsenen Katechese gewinnt an Kraft, nachdem über Jahrzehnte genau diese Perspektive fehlte.

Prüfpunkt ist auch die Frage nach dem Christwerden von Erwachsenen. Während in den USA und in Frankreich der Katechumenat aus unterschiedlichen Gründen zu einem Hauptweg der Initiation wurde, findet er sich in Deutschland seit langen Jahren in einem embryonalen Status. Und das hat gute Gründe. Lange Zeit war es kaum denkbar,

dass erwachsene Deutsche nicht getauft sind. Wenn überhaupt, dann gab es wenige Personen, die dann ihrerseits in Konvertitengruppen „nachgeschult“ wurden, um dann in die Gemeinden entlassen zu werden. Die gänzlich andere Logik des Erwachsenenkatechumenats konnte so nicht greifen. Die aktuellen Schwierigkeiten mit dem Weg des Katechumenats, dessen Logik immer noch nicht verstanden wird, deuten darauf hin, dass sich gerade im Katechumenat alle jene Fragen bündeln, die auf ein neues Gefüge des Christwerdens und Christbleibens hindeuten. Der Katechumenat verändert die Kirche in ihrer Gestalt – und deswegen braucht es viel Zeit, ihn einzuführen.

### *2.1 Hilfreiche Zeichen der Zeit*

Im Blick auf die Weitergabe hilft die neue Typologie Christwerdender, die Herausforderungen in den Blick zu nehmen, die auf uns warten. Zum einen wird durch die vielen Menschen, die ungeprägt auf das Christentum und auf Christen treffen, die Herausforderung deutlich, immer stärker den Zeugnischarakter des Christseins zu profilieren. An den Orten des Lebens – den früher so benannten Orten kategorialer oder Sonderseelsorger – findet ja schon länger der Dienst am Nächsten statt, mit Taten, mit und ohne Worte. Doch ist die Frage der Zeugenschaft nicht nur ein Thema professioneller seelsorgerlicher Dienste oder der Caritas. Noch viel stärker als bisher sind alle jene Christinnen und Christen zu befähigen, von ihrem Glauben Zeugnis abzulegen in ihrem Alltag, gerade auch mit Worten. Die Sprach- und Zeugnissfähigkeit für den eigenen Glauben ist deutlicher zu schulen. So stellen die „Pilger“ eine Herausforderung an die Erstverkündigung dar. Die liebevolle empathische Offenheit für den Menschen, der uns begegnet, die vorurteilsfreie Wahrnehmung des Menschen und seiner Bedürfnisse und das Sich Stellen an seine Seite – alles, was im Bereich der Kategorialseelsorge ja Standard ist – ist eine Herausforderung an die Sendungsdimension der Getauften, die wir dann

je mehr in den Blick nehmen können, je tiefer gläubige Christen in ihren Glauben weiter hineinwachsen.

Das gilt in anderer Weise auch für die „Konvertiten“. Gerade dann, wenn Menschen eine tiefe Umkehrerfahrung in ihrem Leben gemacht haben und dem Gott Jesu Christi begegnen, suchen sie nach einer Glaubensgemeinschaft und nach Orten des Austauschs über diesen Glauben. Genau hier ist unsere Kirche zur Zeit sehr herausgefordert. Wenn seit den 90er Jahren durch Exerzitien im Alltag und weitere Impulse die Zahl der kleinen Glaubensgruppen stetig am Wachsen ist, wenn viele Einzelne – quasi als ekklesiale Elementarteilchen – oft mühselig und zuweilen vergeblich nach Orten gemeinsamen Teilens suchen, wenn gerade auch Neugetaufte keinen Zugang zu Kerngemeinden finden, dann wird deutlich, dass die Bildung von beziehungsreichen Glaubensgruppen nicht zum Extraprogramm in Kirchengemeinden zählt, sondern einen Normalfall christlicher Glaubensgemeinschaft bezeichnet.

### *2.2 Charismatisch und konservativ*

Als scharfer Beobachter der weltkirchlichen Entwicklungen hat der amerikanische Theologe Philip Jenkins sich einen Namen gemacht. Dabei macht er deutlich, dass die Wachstumsregionen des Christentums in der Welt vor allem im Süden der Welt liegen. Dabei ist bemerkenswert, dass zwei Charakteristika auf diese Wachstumsfelder zutreffen. Zum einen wächst Kirche dort, wo das Leben aus dem Glauben, die Erfahrung des Gottesdienstes und die Gemeinschaft des Glaubens charismatische Züge trägt; auf der anderen Seite zeigen diese Wachstumsbewegungen eine konservative Konnotation.

Hier ist – gerade auch im Hinblick auf die Frage nach der Weitergabe des Glaubens – genauer nachzufragen. Natürlich meint „charismatisch“ nicht gleich „Zungenrede“ und charismatische Gebetsgruppen. Vielmehr geht es um die wichtige Frage, wie

ganzheitlich und mit innerlich geistlicher Kraft und Expressivität der Glaube gelebt wird. Die weltkirchlichen Erfahrungen bei den Weltjugendtagen und oft begeisternde Gottesdienste geistlicher Gemeinschaften und vor allem auch vieler freikirchlicher Gemeinschaften üben auch auf suchende Menschen eine enorme Anziehungskraft aus. Zu recht, wenn gleichzeitig auch berücksichtigt wird, dass hier charismatische Persönlichkeiten von ihrer persönlichen Glaubwürdigkeit her einen Erfahrungsraum eröffnen und in ihn hineinführen. Die emotionale und geistbewegte Berührtheit fällt zuweilen in unseren Breiten schwer, und auch der Besuch eines durchschnittlichen Gottesdienstes ist nicht dazu angetan, innerlich und äußerlich begeistert zu werden. Doch umgekehrt: Eben gerade Weltjugendtage, Erfahrungen in Taizé, aber auch Gebetsnächte wie Nightfever machen deutlich, dass gerade auch Menschen unseres Kulturkreises diese ganzheitliche Glaubensweise ersehen.

Ist im Blick auf die gefühlte Glaubenswirklichkeit das charismatische Element angesprochen, so ist die Frage nach dem „Was“ des Glaubens im Blick, wenn von einer konservativen Zukunft der Kirche die Rede ist.

Gemeint ist hier dann nämlich nicht ein „Rechtsruck“ des Kircheseins, sondern die einfache Frage, ob in den postmodernen Gemengelagen von vielen Suchenden eine klare und identische und dabei glaubwürdige Antwort und Rede gesucht werden. Auch das ist eine Erfahrung der Weltjugendtage, aber nicht nur dort. Wenn immer weniger Menschen über ererbte und selbstverständliche Grundlagen des christlichen Glaubens verfügen, dann erwarten heutige Pilger und Konvertiten, Vorkatechumenen wie Katechumenen zu Recht eine deutliche Auskunft. Wie überraschend war und ist es immer wieder für mich in den letzten Jahren gewesen, wenn Jugendliche bei Katechesewochenenden oder bei religiösen Fahrten sehr begeistert und interessiert auf grundlegende katechetische Themen reagierten. Natürlich hing das auch immer mit der Glaubwürdigkeit des Katecheten zusammen, aber nicht nur. Denn auch bei Firmvorbereitungen und

in vielen Glaubensgesprächen ist mir begegnet, dass vor allem Suchende an Grundinformationen des christlichen Glaubens interessiert waren – und dabei ging es immer um elementare Inhalte. Wenn also in der katechetischen Landschaft in den letzten Jahren zunehmend von „Basics des Glaubens“ und einer notwendigen „Elementarisierung“ die Rede war, ging es um jene Antwort auf die charismatische und konservative Herausforderung, die auf die objektiven Ursprünge des Glaubens zielt. Dabei ist es eben wichtig, dass die rein subjektive und zuweilen in inhaltliche Nichts verdunstende Glaubensvermittlung zurücktritt hinter dem Wunsch nach bleibender Objektivität.

### *2.3 Die neue Bedeutung der Liturgie*

Gerade dieses Ineinander von charismatischer und konservativer Zukunftsdimension ist eng verknüpft mit einem weiteren Zeichen der Zeit: mit der Sehnsucht nach einer mystagogischen Liturgie. Diese Sehnsucht ist eine offene Wunde und zugleich eines der deutlichsten Hinweise. Dort, wo Liturgie mystagogisch gefeiert wird, wo die Gemeinschaft der Feiernden und der Liturgie es verstehen, durch die Feier der Liturgie einen Weg ins Geheimnis Gottes zu eröffnen, dort finden sich viele Menschen. Das Phänomen von Jugendvesperen, aber auch die Erfahrung von Taizé wie der Weltjugendtage belegen dies genau so deutlich wie das Fehlen eben vieler Menschen, und auch gewachsener Glaubender, an jenen Orten, wo Liturgie lieblos und ohne Tiefe gefeiert wird. Auch die Erfahrungen von liturgischen Feiern – und seien es auch ganz einfache Feiern – im Rahmen von Firmvorbereitungen und der Erstkommunionvorbereitung sprechen hier deutlich. Die Kraft der Liturgie ist eine der bedeutsamsten katechetischen Entdeckungen. Es geht eben nicht darum, der Katechese in der Liturgie einen weiteren Raum zu geben, um sie gewissermaßen als Raum inhaltlicher Glaubensvermittlung zu nutzen, sondern die Feier selbst als einführenden Weg zu entdecken und zu gestalten.

## 2.4 Sehnsucht nach gelebter Kirche

Seit etwas mehr als einem halben Jahr gibt es das Projekt „soul-side-Linden“ ([www.soul-side-linden.de](http://www.soul-side-linden.de)). Entstanden ist dieses Projekt aus der Ahnung, dass die Kirche ganz neue Wege beschreiten muss, will sie einen Ort für die vielen Suchenden schaffen. Sehr überraschend ist nun aber die Auskunft, dass diese Suchenden eigentlich vor allem echte Glaubensgemeinschaft und tiefe Liturgie erwünschen. Diese „Summe“ weist auf eine weltkirchliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte hin. Vvor allem in den Kirchen des Südens, aber auch in allen Freikirchen und neueren Aufbrüchen entsteht eine neue, eine existenzielle Kirchengestalt. Die Entwicklung der Basisgemeinschaften in Lateinamerika, die dann in der weltweiten Ausbreitung Kleiner Christlicher Gemeinschaften ihre Weiterentwicklung fand, antwortet auf die Sehnsucht nach einer Kirchenerfahrung im Nahraum und im Sozialraum. Eine Erfahrung der Kirche, die Menschen existenziell um das Wort Gottes versammelt und die durch dieses Wort eine Sendung erfahren. Genau eine solche Kirchenerfahrung ist ja Antwort auf die prophetische Ekklesiologie des II. Vatikanums, die ja Kirche verstand als lebendige Erfahrung des Auferstandenen in der Mitte seines Volkes und in einer existenzbezogenen Ekklesiologie des Leibes Christi – prophetische Intuitionen, die sich in den Worten Johannes Paul II widerspiegeln, wenn er von einer „Spiritualität in Gemeinschaft“ spricht, die den Erwartungen der heutigen Welt entspricht (Novo Millenio Ineunte 43).

## 3. Zukünftige Weitergabe des Glaubens: das Grundmodell des Katechumenats

„Im Katechumenat bündeln sich viele Zukunftsfragen der Kirche“, so äußerte sich Bischof Wanke am Ende eines Katechumenatskongresses in Frankfurt. Das ist wahr. So ist es eine große Herausforderung, die Logik des Katechumenats in die Wege der Glau-

bensweitergabe hineinzudeklinieren. Die sich schon in den Veränderungen beschriebenen Kennzeichen einer neuen Weise des Christwerdens haben hier aus der Tradition der Kirche heraus eine Gestalt gefunden, die allerdings noch nicht zum pastoralen Habitus der Glaubensweitergabe gehört. Leider. Denn dann würde deutlicher auf die anstehenden Herausforderungen geantwortet werden können.

Bedeutsame Veränderungen der Glaubensweitergabe seien hier stichwortartig benannt: Zunächst gibt es keinen standardisierten Zugang des Christwerdens mehr. Denn diejenigen, die sich auf den Weg des Glaubens machen, sind alle als Einzelne (und nicht in Jahrgangskohorten) unterwegs. Das bedeutet dann aber auch, dass die Zusammenführung von Katechumenen und Glaubenschülern in einem Kurs oder einer Gruppe immer nur eine Notlösung sein kann. Statt eines von Hauptberuflichen oder Priestern geleiteten Kurs braucht es eigentlich individuell zugeschnittene Weggemeinschaften. Wer immer wieder darauf verweist, dass es solche Christgläubigen nicht in den Gemeinden gäbe, der täuscht sich wohl. Wahr ist allerdings, dass es zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger Mühe als bisher braucht, sich auf eine solche veränderte Konfiguration der Glaubensweitergabe einzulassen. Die Suche nach Begabungen unter den Christinnen und Christen, die im Bereich der Glaubensweitergabe liegen, ist eine neue Herausforderung.

Wenn so auf der einen Seite der Weg des Glaubenswachstums gänzlich personalisiert wird, so ist doch auf der anderen Seite die Einbindung der Weggemeinschaft in den Weg der gottesdienstlichen Gemeinde ein weiteres fundamentales Merkmal des katechumenalen Weges. Die Feier der katechumenalen Liturgien mit der Gottesdienstgemeinde verbindet den persönlichen und gemeinschaftlichen Weg der Taufbewerber mit dem Leben der kirchlichen Glaubensgemeinschaft. Gerade hier geschieht zugleich Objektivierung des eigenen Weges wie auch mystagogische Vertiefung. Dabei ist klar, dass sowohl die Einführung in die Schrift wie

auch Übernahme der Glaubenstradition der Kirche zu konstitutiven Inhalt einer Katechese gehören, die gelungene Glaubensschritte immer liturgisch zu feiern versteht.

Eine solche Perspektive der Glaubensweitergabe lässt sich Schritt für Schritt in alle Prozesse der Katechese übertragen. Es wird deutlich, dass immer wieder neu in einer doppelten Perspektive der Prozess der Glaubensweitergabe ausgerichtet werden müsste: Zum einen erweist sich die Sehnsucht und das Interesse der Glaubenschüler als entscheidender Ausgangspunkt jedweder Katechese. Das bedeutet dann aber auch, dass es Orte des „Empfangs“ geben muss, an denen Menschen ihr Interesse am Glauben äußern können. Das setzt von unserer Seite auch einen Mut voraus, solche Möglichkeiten zu eröffnen, mit jener „gratuité“, die wir von der französischen Kirche lernen können – wie auch mit jenem Mut des „proposer la foi“, der unbefangenen den eigenen Glauben ins Spiel bringt.

Zum anderen ist die Glaubensweitergabe keine kursorische Selbstverständlichkeit, sondern verlangt biographische Wege in Gemeinschaft, die nicht dann aufhören, wenn das Ziel der Taufe erreicht ist: es gehört eben zur Erfahrung des Christwerdens, dass eine Weggemeinschaft des Glaubens kein Ende erreicht, sondern ein weiteres Wachsen kennt und kennen will. Die Sakramente stärken für diesen weiteren Wachstumsweg und beenden Etappen auf dem Glaubensweg, indem sie neue eröffnen.

Von daher ist auch mehr als deutlich, dass der Schwerpunkt der Glaubensweitergabe in der Zukunft unserer Kirche nicht in der gewohnten Wiederholung sakramentalisierender Vorgänge gehört, die einen Anfang und ein Ende suggerieren, sondern in Wegen der Erwachsenenkatechese, die biographisch orientiert einen gemeinsamen Lebensweg des Glaubens eröffnen.

#### **4. Kirchen für Beginner**

Pete Ward, anglikanischer Theologe am Kings College in London, eröffnet in seinem

Buch über die zukünftige Entwicklung der Kirche einen Horizont, der gerade auch in unserem Kontext bedeutungsvoll ist. Er spricht von der zukünftigen Gestalt einer postmodernen Kirche als „liquid church“: verflüssigte Kirche. Wenn ein konstitutiver Zusammenhang zwischen Christwerden und Christbleiben sehr wahrscheinlich ist, dann bedeutet das für unsere zukünftige Entwicklung auch, dass in postmodernen Zeiten sich die Sozialgestalt der Kirche vervielfältigen wird. Neben der bisher fast monopolistischen Gestalt der „Pfarrgemeinde“, die sich zentral um einen Kirchort bildete und die zum größten Teil aus Christen besteht, die den Glauben als Erbe übernommen und ausgestaltet haben, werden vielfältige Formen des Kircheseins entstehen, die sich um charismatische Persönlichkeiten, um Lebensräume und Lebenssituationen der Menschen herum bilden.

Wer es mag, kann dies schon besichtigen. Orte des Kircheseins bilden sich in großen Städten wie Paris oder Berlin, aber eben auch in Hannover schon lange nicht mehr längs der Schnittlinien der Pfarrgemeinden, sondern oft quer zu ihnen. Die Ekklesiologie der katholischen Kirche ermöglicht genau diese Vielfalt, die auch heute schon zu besichtigen ist. Diese neue Vielfalt – man denke an Ordensgemeinden, Gemeinden um Jugendzentren oder im Kontext von Altenheimen und Kindergärten, an kleine Christliche Gemeinschaften und eine Unzahl von kleinen Glaubensgruppen bilden in der Tat ein Netzwerk von mehr oder weniger stabilen Gemeinden innerhalb einer Pfarrei. Worum es dabei gehen sollte, ist nicht die Integration des einen Gefüges in ein anderes, und auch nicht um den Gedanken einer möglichen Konkurrenz, sondern um den gegenseitigen Verweis und die Freude über die ungeahnten Möglichkeiten des Kircheseins, dass sich in Zukunft nicht mehr zuerst institutionell, sondern existenziell orientiert.

ist nicht der Leichnam – also bitte keine Verehrung?

*Pfr. i.R. Karl on Lassaulx,  
50933 Köln*

## **Zu Alexander Saberschinsky: Asche zu Asche? (11/2011, S. 323 – 327)**

Die „Pastorale Einführung“ zur kirchlichen Begräbnisfeier erwähnt (merkwürdigerweise nur ganz nebenbei, Nr. 36), die Asche sei – anders als der Leichnam – kein Symbol für den Verstorbenen. Dr. Alexander Saberschinsky hat im Pastoralblatt (November 2011) diese Aussage sehr grundsätzlich zur Diskussion gestellt.

Ich möchte nur ein paar Bemerkungen aus der Praxis beisteuern.

(1) Neulich trug ein junger Mann die Aschenurne seines Vaters liebevoll in seinen eigenen Armen von der Trauerhalle zum Grab. Bei einer anderen Beisetzung küsste eine junge Frau zärtlich die Aschenurne ihrer Mutter. Soll ich diesen Leuten etwa sagen: Ihr irrt euch! Nur der Leichnam, nicht die Asche ist Symbol für eure Eltern?

(2) Die Kirche kennt vielerlei Segnungen. Ich darf z. B. ein Motorrad segnen, mit Kreuzzeichen und Weihwasser. Objekt des Segens ist natürlich nicht dieser Feuerstuhl, sondern der Mensch, der darauf fahren will. Das Motorrad ist ihm ein wichtiges Symbol für sein Lebensgefühl. Ich frage mich: Darf ich diesen Segen, mit Kreuzzeichen und Weihwasser, einer Aschenurne verweigern?

(3) Es ist absehbar, dass künftig etliche katholische Kirchen zu Kolumbarien umgewidmet werden. Sind das dann Ruhestätten minderen Ranges, weil sie nicht der Erdbestattung, sondern der Feuerbestattung dienen? Wäre beispielsweise Blumenschmuck nicht angebracht, weil hier nur Asche und nicht ein Leichnam beigesetzt worden ist?

(4) Schließlich ein Gedankenexperiment: Nehmen wir an, es wäre gelungen, die Asche von Edith Stein aus dem Krematorium von Auschwitz zu retten. Würde man vor dieser Urne sagen: Aber das ist doch nur Asche, das

Überzeugend beschreibt der Autor die Unklarheiten, die mit einer Urnenbeisetzung verbunden sind (Ist die Asche ein Symbol für den Verstorbenen oder nicht? Kann man in den liturgischen Texten den Verstorbenen unmittelbar ansprechen? Ist eine Besprennung der Urne mit Weihwasser sinnvoll? Soll man bei Exequien die Urne in der Kirche aufstellen?) und kommt zu dem Schluss, das sich diese liturgisch wie pastoral kaum auflösen lassen.

Deswegen sollte man m.E. grundsätzlicher ansetzen und die Urnenbeisetzung als solche noch einmal problematisieren – gegen den Trend, aber in Verantwortung vor unseren christlichen Überzeugungen. Denn dies tut auch die „Pastorale Einführung in die Begräbnisfeier“ von 2009. Es heißt dort: „In Erinnerung an den Tod und das Begräbnis Jesu empfiehlt die Kirche nachdrücklich als vorrangige Form die Bestattung des Leichnams“ (Nr. 21). Ähnlich formulieren es die Praenotanda zum neuen Begräbnis-Rituale (2009): „Das Begräbnis wird nach der im jeweiligen Gebiet üblichen Form gefeiert; es soll jedoch nicht verschwiegen werden, dass die Kirche den Brauch des Erdbegräbnisses des Leichnams vorzieht, wie auch der Herr selbst beerdigt werden wollte“ (Nr. 15).

Dem christologischen Argument möchte ich weitere hinzufügen:

– Wenn wir die in letzter Zeit gestiegene theologische Wertschätzung des Leibes recht bedenken, dann können wir doch nicht den Leib eines Menschen, der 70 oder 80 Jahre lang Realsymbol seiner Überzeugungen, Empfindungen, Freuden und Leiden gewesen ist, von heute auf morgen der vollständigen De-Formation und Vernichtung überantworten.

- Den anderen abrahamitischen Religionen ist die Feuerbestattung fremd
- Für den subjektiven Abschieds- und Trauerprozess ist es psychologisch gesehen sicher schwieriger, vor einer Urne mit Asche als vor einem Sarg mit Leichnam zu beten und zu erinnern.

Ich meine: Wenn wir unseren Glauben, unsere Tradition und unsere Glaubensbrüder und -schwestern in Islam und Judentum ernst nehmen wollen, dann können wir uns mit der zunehmenden Zahl von Urnenbestattungen nicht einfach abfinden. Christliches Zeugnis bestünde darin, gegen den bloßen Pragmatismus (billiger, einfacher, vielfältiger ...) an der Erdbestattung als der Normalform des christlichen Begräbnisses festzuhalten und dies auch in Familie wie Öffentlichkeit deutlich zu machen.

*Pfr. Rüdiger Hagens  
52525 Heinsberg*

## Literaturdienst

**Bärbel Grote, Annette Lenders, Johanna Rosner-Mezler (Hrsg.): weg/gehen. Trennung – Abschied – Neubeginn. Gottesdiensthilfen. Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2011. 19,95 Euro.**

Das Buch „weg/gehen. Trennung. Abschied. Neubeginn“ besteht aus drei Teilen:

„Getrennt – und dann ... Gottesdienste mit Menschen in Trennung und Scheidung“, der zweite heißt „Abschied und Aufbruch. Rituale, Feiern, Gebete, Methoden“,

der dritte „Nicht getrennt von der Kirche – Theologische Grundlegung“.

Es handelt sich bei diesem Buch um eine Sammlung unterschiedlicher Texte mit einem gemeinsamen Bezugspunkt: die Krise. Das Anliegen der Herausgeberinnen, verheiratete Frauen aus dem Arbeitsfeld Alleinerziehenden-Seelsorge, wird so beschrieben: „... den eigenen Weg zu gehen, auch wenn er ein Weggehen beinhaltet, und ihn unter den Segen Gottes zu stellen, das ist das Anliegen unserer bundesweit vernetzten Arbeit. Manchmal ist ein Abschied auf dem eigenen Weg notwendig, manchmal wird eine Trennung zugemutet. Beides sind Krisen, die alles verändern. Andere Abschiede, wie der Auszug der heranwachsenden Kinder, sind im Lebensplan vorgesehene Sollbruchstellen, die mehr oder weniger krisenhafte Veränderungen bewirken.“

Diesen Krisen wird mit praxiserprobten Gottesdiensten, Frühschichten und Meditationen begegnet. In allen geht es um die Vergewisserung von Gottes Zuwendung. Dies bekräftigt dann auch die am Schluss stehende pastoraltheologische Ausführung mit dem Ziel einer „prozess – und wachstumsorientierten Beziehungspastoral“.

Die ersten Gottesdienstmodelle bestehen aus verschiedenen Stationen, die in der Kirche aufgebaut werden und dort individuell besucht werden können.

Betrachten wir exemplarisch den ersten etwas genauer: Drei Frauen deuten jeweils die Station. Die erste liest einen biblischen Text, die zweite, genannt „Deuterin“, spricht dazu eigene Erfahrungen an, und als drittes folgt die „Anleiterin“, die beschreibt, wozu die jeweilige Station einlädt.

Alle Stationen zeichnen sich durch hohe Emotionalität aus, Gefühle werden deutlich ins Wort gebracht.

Sehr anregend ist in den qualitativ wie formell unterschiedlichen Elementen des zweiten Teils eine Frühschicht für Jugendliche, in der es um Trennungen geht. Hier wird das Mosaik als Bild für das Leben gebraucht: In allen durchaus normalen und dazuge-

hörigen Brüchen des Lebens gilt es, ein schönes Bild aus den Bruchstücken zu legen. „Was auch immer der Grund dafür ist, dass unsere Freundschaften und Beziehungen in die Brüche gehen: Schenke uns den Blick der Dankbarkeit. Denn auch aus den Bruchstücken unserer Beziehungen und Begegnungen entsteht das Mosaik unseres Lebens.“

In weiteren Modellen geht es um den Verlust der Kinder, wenn sie erwachsen werden und ausziehen, und um Übergangsrituale für Erwachsene an Lebenswendepunkten.

Das Buch will kirchliche Defizite in der Pastoral des Scheiterns ausgleichen und durch gottesdienstliche Formen Leben bewältigen helfen.

Dies gelingt dann gut, wenn das Leben nicht von seiner defizitären Seite gesehen wird, bei der es letztlich doch nur darum geht, wieder zur Ganzheit zu finden und Gottes reichen Segen zu erbitten, sondern wenn die bleibende Fragilität als zum Leben zugehörig gewertet wird.

Aus liturgiewissenschaftlicher Sicht bleibt anzumerken, dass der dialogische Dreischritt Katabase, Diabase und Anabase mitunter etwas kurz kommt. Gerade der zweite Bereich der Diabase, der ein hohes Maß an Offenheit und Weite verlangt, bevor Gottes Wort zur „Anwendung“ kommt, scheint mir für die empfindsame Zielgruppe wichtig zu sein. Zu bedenken wäre auch, die „klassische“ Eucharistiefeyer als Ort für Scheitern und Leiden in solchen Kontexten stärker zu berücksichtigen. Dies führt zum letzten Punkt:

Der pastoraltheologische Harmonisierungsversuch am Schluss des Buches (Beitrag M. Belok) offenbart m. E. das Dilemma, dem das Buchprojekt durch die dem Thema eigene Brisanz unterliegt. Denn letztlich bleiben zumindest wiederverheiratete Geschiedene doch getrennt von der Kirche, denn sie sind von den Sakramenten ausgeschlossen. So fügt die Kirche den von Trennungen Betroffenen (welch bittere Ironie) eine weitere Trennungsthematik zu. Eine offene Wunde, die jegliche Seelsorge nur oberflächlich behandeln kann.

*Christiane Bongartz*

**Albert Damblon: Den harten Boden aufbrechen. Die positive Kraft der nachkonziliaren Liturgie. Echter, Würzburg 2010. 92 S.; 9,90 Euro.**

Über die „alte“ und die „neue“ Liturgie wird bekanntermaßen viel diskutiert, nicht selten auch gestritten. Es ist sogar hoffähig geworden zu fragen, ob das Zweite Vatikanische Konzil das überhaupt alles so gewollt habe, um damit in der Konsequenz der Liturgie in ihrer erneuerten Gestalt – ganz oder teilweise – ihre Berechtigung abzusprechen. Zweierlei fällt dabei auf: Erstens werden naturgemäß die Wenigen, die die

vorkonziliare Liturgie noch erlebt haben, seltener; zweitens ist die Debatte emotional sehr aufgeladen.

In diese Situation hinein schreibt der Verfasser. Sein Buch ist ebenfalls emotional, aber der Autor ereifert sich nicht, sondern schildert – selbst Priester des Bistums Aachen – sein Erleben der Liturgie vor und nach der Reform im Gefolge des Konzils. Freilich stellt sich damit die Frage nach „der vermeintlichen Beweiskraft des Anekdotischen“, denn einer solchen kontrastierenden Gegenüberstellung bedienen sich auch die Kritiker der erneuerten Liturgie. Doch im vorliegenden Buch ist dies insofern sehr aufschlussreich, weil der Autor authentisch beschreiben kann, wie er selbst den Übergang erlebt hat, nämlich als befreiend und sinnstiftend. Fragt man übrigens Priester im Alter des Autors, bestätigen sie diesen Eindruck, der allerdings zunehmend aus dem Bewusstsein schwindet.

Dass dabei „Freiheit“ keineswegs „Beliebigkeit“ bedeutet, macht der Verfasser sehr deutlich, wenn er bekennt, dass die Freiräume, die seitens der Liturgie selbst eingeräumt werden, ihn die Eucharistie gerne feiern lassen. „Durch sie [die Freiheit] fühle ich mich ernst genommen und vor allen Dingen angenommen. Dabei ist sie etwas anderes als Formlosigkeit. Gott überlässt sich meiner Freiheit. [...] Sein Vertrauen gilt für das alltägliche Leben und für die Liturgie. Ich kenne die liturgischen Vorschriften, ich akzeptiere ihre Hilfe [...]“ (S. 40).

Ein weiterer Vorwurf gegen die erneuerte Liturgie lautet, sie sei pädagogisiert und hätte letztlich Gott vergessen. Auch wenn die Ausführungen diesen Vorwurf nicht explizit aufgreifen, widersprechen sie ihm doch, wenn berichtet wird, dass die jungen Weikeandidaten in den Zeiten des Umbruchs des Messliturgie – hier für den konkreten Fall einer Primiz – folgende Fragen diskutierten: „Geht es tatsächlich um den Neupriester oder spielt die Gemeinde auch eine Rolle? Wie kommt Gott in einer Primiz vor?“ (S. 51). Der Autor macht sehr deutlich, dass seinem (nachkonziliaren!) Verständnis nach die Liturgie gerade keine menschliche Leistung ist, sondern v. a. ein „himmlisches Tun“ (S. 81).

Der Verfasser bekennt, kein liturgiewissenschaftliches Fachbuch zu schreiben (vgl. S. 7). Dennoch kann sich sein Buch sehr wohl an liturgiewissenschaftlichen Maßstäben messen lassen. Denn die 12 Kapitel bedenken wesentliche Aspekte, die die Gottesdienstfeyer ausmachen: Gemeinschaft, Gottesdienst als Dienst Gottes an seinem Volk, Wort Gottes usw. Dabei liegt den Überlegungen durchgängig die Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ zugrunde.

*Alexander Saberschinsky*

**Gott eröffnet Horizonte. Von der verwandelnden Kraft der Sehnsucht. Arbeitshilfe zu Gestaltung**

eines Frauenbibeltages. Hrsg. vom Referat Alten-, Frauen- und Männerpastoral im Generalvikariat des Erzbistums Köln, HA Seelsorge sowie vom Kfd-Diözesanverband Köln. 2011 (Bezugsadresse: gabriele.schaefer@kfd-koeln.de; Download: www.erzbistum-koeln.de).

Arbeitshilfen werden an dieser Stelle im Pastoralblatt seltener besprochen, doch diese von Hildegard Müller-Brünker und Eva-Maria Will readaktionell verantwortete Veröffentlichung lohnt eine besondere Vorstellung. Schon beim ersten Durchblättern des sehr ansprechend im Din-A4-Format gestalteten Heft fällt eine Seite mit der hebräischen Fassung von Ps 23 auf. Dies ist nicht nur einfach eine ornamentale Zutat. Sondern die genau den hebräischen Wörtern zugeordnete deutsche Interlinear-Übersetzung, der zum Vergleich auf den Folgeseiten noch weitere Übersetzungen (Bibel in gerechter Sprache, Luther, Buber) und Übertragungen (Stadler, Karola Kienel) folgen, zeigt an, dass man bei diesem Frauen-Bibeltag, der am 3.7.2011 in Bad Honnef durchgeführt wurde, auf wirkliche Tiefenbohrung setzt.

Das Thema „Gott eröffnet Horizonte“ wird nach einem spirituellen Impuls zur „lectio divina“ in Grundsatzstatements angesprochen, dann aber vor allem in spannenden Workshops durchgeführt. Dabei geht es nicht um Berichte aus gewesenen Workshops, sondern um Beschreibungen, die ermutigen und genügend Anregungen geben, entsprechende Workshops als einzelne Veranstaltung oder eben auch einmal einen Frauen-Bibeltag selbst durchzuführen. Alle Materialien und Texte sind auf einer beiliegenden CD-Rom auch digital zu finden. Mein Eindruck ist: Auch wenn die Mehrzahl der in verschiedenen text- und schreiorientierten Methoden, kreativ und auch pilgernd bearbeiteten Bibeltexte Perikopen mit weiblichen Protagonistinnen sind (aber es gehört eben auch Ps 23 und die Emmausgeschichte zur Auswahl), spricht nichts dagegen, die Arbeitshilfe zumindest auch für die Bibelarbeit einer Frauen-und-Männer-Bibelgruppe zu nutzen. Wo einmal soviel gute Arbeit investiert wurde, sollten sich auch möglichst viele diese zunutze machen.

*Gunther Fleischer*

**Johannes Vilar: Die Welt und der Christ – Meilensteine der Spiritualität des heiligen Josefmaria Escrivá. Fassbaender-Verlag, Wien 2010, 384 S., 24,20 Euro.**

Johannes Vilar, der den heiligen Josefmaria Escrivá noch persönlich kennen gelernt hat, füllt mit seinem Buch eine wichtige Lücke. Es ist der Versuch, die Botschaft Escrivás anhand von der eigenen Erfahrung

und von einer akribischen Findung der vorhandenen Quellen in einem nach Themen geordneten Kontext darzustellen und so dasjenige „herauszuschälen“, was zweifelsohne als spirituelle Meilensteine bezeichnet werden kann: Heiligkeit für jedermann, Heiligung der beruflichen Arbeit, Lebenseinheit, geistliche Kinderschaft, Ehe als Berufung, Engagement für die Freiheit u.a.

Vilar ergänzt diese Themen durch zwei Artikel, die bereits in anderen Sprachen veröffentlicht wurden: einen Aufsatz über das Apostolat als Bestandteil der christlichen Berufung von Alvaro del Portillo, dem ersten Nachfolger Escrivás, und eine Abhandlung über die Freiheit des italienischen Philosophen Cornelio Fabro. Eine teils leidenschaftlich gefasste Analyse Vilars unserer heutigen „post-modernen“ Welt in ihrer Krise der Sinnfrage und kontroverser Haltung gegenüber dem Glauben wird als Anhang des Buches vorgelegt.

Johannes Vilar hat Escrivá tatsächlich in erster Linie selbst zu Wort kommen lassen, wie er sich in der Einleitung vorgenommen hat. Man sieht immer wieder, wie die Verkündigung Escrivás in der Heiligen Schrift und in der Lehre der Kirche verankert sind, verpackt aber in einer echt „laikalen Spiritualität“, wie Albino Luciani (später Papst Johannes Paul I.) bemerkte. Aber das Entscheidende dieses Buches ist die Verbindung von sehr verschiedenen Aussagen, das Schaffen eines Kontextes, in dem die Worte Escrivás erst richtig zur Geltung kommen können. Ferner sind die Strukturierungen und Zusammenfassungen, die Vilar immer wieder vornimmt, nützlich und erhellend. Positiv ist auch, dass Aktuelles in Theologie und Kirche aufgegriffen wird (vgl. S. 240).

Bleibt zum Schluss zu fragen, für wen das Buch nützlich ist. Vorab sei gesagt, dass die Fülle des Materials und die Nüchternheit seiner Bearbeitung, die nicht ganz frei von Redundanzen ist, die Lektüre des Buches nicht zu einem locker-flockigen Erlebnis machen. Man wird es eher in ausgewählten Kapiteln gelesen genießen können. Demjenigen, der sich erstmalig mit Escrivás Botschaft beschäftigen möchte, wird eher eine der zahlreichen Biographien über den Heiligen zu empfehlen sein. Das hier vorliegende Buch ist mehr für denjenigen gedacht, der den Inhalt und ihren Zusammenhängen auf den Grund gehen möchte. Er wird nicht enttäuscht werden: Escrivás Botschaft ist bedeutend für Menschen, die in der heutigen Zeit ernsthaft als Christ mitten in der Welt leben wollen. Der heilige Josefmaria Escrivá vermittelt nicht eine bloße Theorie, die in sich bereits ein beachtliches theologisches Gewicht enthält, sondern zeigt auch pädagogisch meisterhaft, wie das Christsein in der Tat und im Alltag gelebt werden kann. Vilars Buch trägt dazu bei, dass man Escrivás Botschaft entdecken kann.

*Stephan Patt*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Berufungspastoral steht daher von vorneherein in einem weiten Horizont. Es kann nicht nur darum gehen, pastoralen Führungsnachwuchs für die Kirche zu rekrutieren! Das wäre viel zu eng gedacht. Wenn wir von Berufung reden, dann geht es immer die die menschliche Existenz als Ganze - denn jeder Mensch ist von Gott berufen. „Der Mensch ist seiner Natur und Berufung nach ein religiöses Wesen, das fähig ist, in Gemeinschaft mit Gott zu treten. Diese innige, lebendige Verbindung mit Gott verleiht dem Menschen seine grundlegende Würde.“ Jeder Mensch ist also zum Heil bestimmt, er ist dazu berufen, die höchste Erfüllung seines Lebens in der alles Begreifen und Erkennen übersteigenden Gemeinschaft mit Gott selbst zu finden. Dieses letzte und höchste Ziel ist also für alle Menschen ein und dasselbe. Und doch sind die Wege, die dorthin führen, so vielfältig wie die Einmaligkeit und Unvergleichbarkeit eines jeden einzelnen Menschen! Deshalb ist es immer wieder eine neue Herausforderung, den Weg zu entdecken, auf dem ein Mensch zum Ziel seines Lebens gelangen kann und der mit dem Weg seiner Mitmenschen und Wegbegleiter nie ganz identisch sein kann.

*Klaus Krämer*

*aus: G. Augustin/K. Krämer (Hrsg.)  
Leben aus der Kraft der Versöhnung  
Ostfildern 2006, S. 56*

## Nachklang zum Heiligabend

Es ist Heiligabend. Die Familie mit Julian - vier Jahre alt - bereitet sich auf die Bescherung vor. Die weihnachtliche Stille ist noch nicht eingekehrt. Um 17 Uhr läutet es. Im Türrahmen steht die Untermieterin.

Sie bellt die Familie an: „Wohnen hier Elefanten?“ Julian schaut erstaunt die unförmige Frau an, dann den Vater und fragt: „Papa, ist das das Christkind?“

*Msgr. Prof. Dr. Wolfgang Bretschneider,  
Bonn*

## Namensgebung

Die Hirten kommen zum Stall von Betlehem. Einer von Ihnen sieht nicht mehr gut und läuft, noch geblendet vom himmlischen Licht, gegen die Wand des Stalles. Mit dem Ruf „Jesus Christus!“ macht er seinem Ärger über sich selbst Luft. Maria hört ihn und sagt zu Josef: „Hast Du gehört, Jesus Christus, das ist aber ein schöner Name, so nennen wir ihn und nicht Karl-Heinz.“

*Bernhard Riedl, Brilon*



Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E